

Vergißeinnicht 1932

10 (1932)

VERGISSMEINNICHT



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 10

Oktober 1932

50. Jahrgang

Inhalt des Oktoberheftes:

Der Rosenkranzfönigin. Gedicht v. B. E. Eltmann 289 Der neue Generaloberer der Ma- riannhiller Missionare 291 Geschichte der Mariannhiller Mis- sion. Von P. Dom. Sauerland 292 Helden der Nächstenliebe. Von P. Otto Heberling 296	Somajuba. Von P. Cypr. Ballweg 298 Das Missionsgebiet „Bulawayo“. Von P. Ignatius RMM. 302 Kus' eduzel! — Es ist nahe! Von P. Otto Heberling RMM. 307 Die Malaria-Epidemie. Von P. Bernhard Huß 310 Die heilige Lanze. Von Prälat Konrad Rummel 312
--	---

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Geneh-
 mung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für
 die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
 täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
 Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.


Vestellungen u. Zahlungen sind zu richten:


für Süddeutschland, Tschechoslow., Elfaß, Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Pleiherring 3
 Postfachkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postfachkonto Köln 1652
 für Schlesien und Norddeuschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postfachamt Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 10 814
 für Schweiz und Liechtenstein:
 Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri,
 Postfachkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1932:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elfaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Keine Arbeitslosigkeit

 gibt es im Dienste der Mission. Neue große Missionsgebiete
 sind der Mariannhiller Mission in Südafrika vom Apostol.
 Stuhl anvertraut worden. Da braucht der Missionar zum Auf-
 bau von Stationen und Kirchen Laienbrüder. Opferfreudige
 Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse,
 ihre Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans
 Herz gelegten Sache widmen wollen, sind herzlich willkommen!

 Aufnahme finden junge Leute von 14 bis 35 Jahren, mit kör-
 perlicher und geistiger Gesundheit. Anmeldungen richte man an

H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen, Bayr.
 Schwaben oder

H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rhld.

Aus Welt und Kirche

Weißt du das schon? Der größte photographische Apparat der Welt befindet sich im Geologischen Institut in Washington. Man kann mit ihm Aufnahmen bis zu einem Quadratmeter ohne Vergrößerung machen. Er ist so groß, daß die Linse und der Balg ein Zimmer, der Plattenkasten ein zweites ausfüllen; die Aufnahmen erfolgen auf elektrischem Wege. — Auf dem kleinasiatischen Berge (bei Troja) bemerkte vor mehr als 2000 Jahren ein Hirte, daß kleine Steine an seinem eisenbeschlagenen Stabe haften blieben; nach dem Bezirk Magnesia, wo sie gefunden wurden, nannte man diese Minerale Magnetsteine. — Ein Chinese fand, daß ein an einen Faden gehängter Magnetstein sich immer in die Richtung Nord-Süd einstellte. Das Prinzip des Kompasses war damit gefunden. — Eines der ersten Dinge, die in der Schule gelehrt werden, ist das Zeichen =. Dieses Zeichen stammt aus dem 16. Jahrhundert und wurde von einem englischen Mathematiker eingeführt, der hierüber folgendes sagt: Um mir die langweilige Wiederholung „ist gleich“ zu ersparen, werde ich zwei Linien von gleicher Länge setzen: =, denn es gibt wohl kaum zwei Dinge, die mehr einander gleichen als diese.

Die nördlichste Zeitung der Welt. London beherbergt zur Zeit einen seltenen Gast in der Person des Eskimos Rhy-stoffer Chyge, der Herausgeber und Chefredakteur des „Atuagagbluittet“ ist, einer Monatschrift, die im höchsten Norden in einer Auflage von 3000 Exemplaren erscheint. Das Blatt wird geschrieben und gesetzt beim Lichte von Tranlampen. Der Vertrieb des Blattes erfolgt auf Hundeschlitten. Mit umso größerer Spannung erwarten diese Bewohner des höchsten Nordens das Eintreffen des Blattes, das von ihnen auch fleißig zu Insertionszwecken benutzt wird. Die Eskimoanzeigen, die in dem Blatt erscheinen, betreffen in der Hauptsache Angebote und Gesuche betreffs seltener Tierhäute.

Aufruf! „Geistige Bausteine“ für die Theresienkirche auf der Hungerburg in Innsbruck. — Dank der Opfer unzähliger Theresienverehrer ist der Rohbau der neuen Wallfahrtskirche der kleinen hl. Theresia vollendet. Aber, es bedarf wohl noch einer großen Opfergesinnung und vieler Wohltäter, um das begonnene Werk vollenden zu können.

Es ist heute in einer Zeit allgemeiner Not doppelt schwer, immer wieder mit neuen Bitten an das schwergeprüfte gläubige Volk heran zu treten. Um den

Opferwilligen, Armen einerseits nicht weh zu tun, anderseits die Möglichkeit zu bieten, seine Liebe und Opferbereitschaft für die diese große Helferin zu bekunden, um auch ein noch so kleines Scherflein zur Vollendung des Baues beitragen zu können, werden Bausteine in Form eines Gebetszettels: „Die immerwährende Aufopferung der hl. Messe“ und „des ganzen Tagewerkes“ ausgegeben. Wer für 100 Stück statt 60 Pfennig 1 Mark oder mehr bezahlt, fällt jeder Mehrbetrag dem Baufond zu.

Mögen sich recht viele Theresienverehrer finden, welche durch die Verbreitung dieses Apostolates den Missionsgeist dieser großen Heiligen nachahmen und dazu beitragen, daß unzählige Seelen angeleitet werden, den größtmöglichen Gewinn aus dem hl. Meßopfer zu schöpfen.

Tag und Nacht arbeitet Satan am Verderben der Seelen. Wir haben daher alle Ursache, an der Rettung der Seelen teil zu nehmen. Wir können den höllischen Drachen in keiner Weise besser bezwingen, als durch die Macht und Kraft des hl. Meßopfers, wenn es in der rechten Weise aufgeopfert wird.

Die hl. Theresia hatte das große Verlangen, als Missionarin die ganze Welt zu umfassen und das Verdienst dieser Willensstättigkeit kann jeder gewinnen, durch die Übung dieser Meinung.

Die himmlische Rosenspenderin wird auch die kleinste Gabe mit ihrem Segen vergelten!

Bestellungen nach auswärts sind zu richten: P. Maier, Innsbruck, Innsrain 8/II. Konto Nr. für Deutschland 58709, für Österreich Wien 48287. Kleine Beträge werden auch in Briefmarken angenommen.

Um recht zahlreiche Beteiligung dieser Aktion bittet das Baukomitee.

Ein vorbildlicher Bildersturm in den römischen Kirchen. Bekanntlich hat Papst Pius XI. eine apostolische Visitation sämtlicher Kirchen Roms angeordnet. Der neue Kardinal-Bischof Marchetti-Selvaggiani erweist sich auch da als ein Mann gesunder neuzeitlicher Orientierung, indes sein Vorgänger alles konservieren wollte. Wer Rom und seine vielen herrlichen Kirchen schon besucht hat, es wird das allen Pilgern in Erinnerung sein, der gewährte darin oft neben den herrlichsten und imposantesten Kunstwerken sogen. Votivstatuen und sonstige Heiligenbilder aus Gips oder Papiermasse, dazu noch bemalt mit speckigen Farben, ferner allerlei „Andenken an Öldruckbildern und sonstigen

minderwertigen „frommen“ Druckerzeugnissen. Wahl- und geschmacklos, im schreiendsten Gegensatz zur Würde des Gotteshauses und der Gediegenheit des Kirchenbaues und seiner Ausstattung. Dazu finden sich dann noch die bekleideten Heiligenfiguren u. a. m. Alles auch vom gleichen Geschmack.

Nun sind in einer großen Anzahl von Basiliken und Kirchen solche „Schmuck-sachen“ und Devotionalien still und unauffällig verschwunden. Und man atmet wahrhaftig auf. Aber mit noch anderen Dingen hat man aufzuräumen begonnen. Auch die kleinen Sonderaltärchen, auf denen das eine oder andere Wachsfigur-chen thronte, wie auch andere Altär-chen, unter deren Altartisch der eine oder andere Heilige in Wachs nachgebildet war, so eine Art Schlupfwinkel für jene Art von Andacht, die etwas ganz besonderes für sich haben zu müssen glaubt, indes dann z. B. die Kapelle des hl. Altarsakramentes verlassen bleibt: Mit all dem wird unbarmherzig aufgeräumt. Auch die nachgemachten Blumen und dergleichen Zierstücke müssen verschwinden. Der Altar und sein Zierat soll wahr und echt sein; lieber soll er schlicht und einfach gehalten sein, als etwas vortäuschen, was er nicht ist, gerade wie die Gebete auch wahr und echt und kein mechanisches Geleier sein sollen.

Der Kardinalvikar und die von ihm bestellten Unter-Revisoren werden in ihrem Vorgehen, das dann und wann auf Widerstand stoßen könnte, vom Hl. Vater restlos gedeckt. Und das ist auch der Fall bei ihren Visitationen in den Klöstern. Es ist der entschiedene Wille da, Ordnung zu schaffen. Und deren Durchführung wirkt auf die Öffentlichkeit viel vorteilhafter, als wenn alter Staub nie ausgekehrt wird. Auch bei uns in Deutschland wäre solch vorbildlicher „Bildersturm“ am Platze.

Die deutsche Freimaurerei in Zahlen.

Nach dem neuesten statistischen Ausweis, wie ihn der Dalen-Kalender veröffentlicht, gehören den deutschen Freimaurerlogen rund 77 000 Mitglieder an. Auch diese Zahl ist nicht ganz feststehend, weil einige Großlogen ihre Statistiken nicht mehr zur Verfügung stellen und man daher genötigt ist, die Ziffern des Vorjahres einzusetzen, die nach den verschiedenen Vorfällen in der deutschen Freimaurerei nicht mehr ganz stimmen dürften. Nach einzelnen Großlogen zählen: die „Mutterloge zu den 3 Weltkugeln in Berlin“ 183 Logen mit 21 000 Mitgliedern, die „Großloge der Freimaurer von Deutschland“ in Berlin 180 Logen mit 20 400 Mitgliedern, die Sachsen-Großloge 46 Logen mit 6920

Mitgliedern, die Großloge „zur Freundschaft“ in Berlin 109 Logen mit 11 000 Mitgliedern, die Großloge „zur Sonne“ in Bayreuth 42 Logen mit 3800 Mitgliedern, die Frankfurter Großloge 26 Logen mit 3000 Mitgliedern, die Darmstädter Großloge 10 Logen mit 890 Mitgliedern, die Leipziger Großloge „Deutsche Bruderkette“ 10 Logen mit 1850 Mitgliedern. Die neue „Symbolische Großloge von Deutschland“ in Hamburg zählt rund 25 Logen mit 1000 Mitgliedern, endlich der Freimaurerbund „Zur aufgehenden Sonne“ in Hamburg 49 Logen mit 1400 Mitgliedern.

Zu diesen Zahlen muß erwähnt werden, daß die freimaurerischen Organisationen selbst mitteilen, daß einzelne dieser Großlogen Verluste aufzuweisen haben, so z. B. die große Landesloge der Freimaurer von Deutschland 819 Mitglieder. Im allgemeinen muß erwähnt werden, daß die alten Logen tatsächlich fast keinen Zuwachs aufzuweisen haben und daß die von uns zitierte Quelle selbst zugibt, daß die Logen überaltert sind. Soweit wir informiert sind, gilt dies bezüglich der symbolischen Großloge von Deutschland und des Freimaurerbundes „zur aufgehenden Sonne“ nicht. Diese setzen sich vielmehr aus den jüngeren und agileren Elementen der deutschen Logenwelt zusammen und unterhalten rege internationale Beziehungen. Zur deutschen Freimaurerei ist auch zu rechnen die Großloge von Wien, die etwa 2000 Mitglieder in rund 24 Logen umfaßt. Auch hier muß festgestellt werden, daß die veröffentlichten Zahlen nicht mehr zutreffen dürften, zumal das Verzeichnis unvollständig ist, und die letzten neuen Gründungen nicht mehr veröffentlicht werden, z. B. die Loge in Klagenfurt, der Landeshauptstadt von Kärnten, die gegenwärtig im Begriffe steht, in Villach einen Zirkel einzurichten.

Zur deutschsprachigen Freimaurerei sind auch eine Reihe von Organisationen zu rechnen, die zwar von den Freimaurern als solche nicht offiziell anerkannt sind, aber alle Anzeichen dieser Organisationen besitzen. So z. B. der unabhängige Orden der „Odd Fellows“, der in Deutschland 163 Logen mit rund 10 000 Mitgliedern umfaßt; in der ganzen Welt soll der Orden 2 357 000 Mitglieder umfassen, darunter 10 189 Frauenlogen mit rund 730 000 Angehörigen. Eine weitere freimaurerische Abart ist der deutsche Druiden-Orden mit 251 Logen und 12 600 Mitgliedern. Weiter existieren noch eine Organisation jüdischer Logen und der Weltbund der Illuminaten. Letztere Freimaurervereinigung hat zu Beginn

Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 10

Oktober 1932

50. Jahrgang

Der Rosenkranzkönigin

Königin der Königinnen,
Deren Thron das Himmelszelt,
Du haßt Gnaden auszuteilen,
Wie kein Herrscher dieser Welt.

Und dein Haupt schmückt eine Krone,
Die wie keine and're hold;
Perlen weiß, Rubinen rote,
Im Verein mit reinstem Gold.

Keines Goldschmieds Hände haben
Solches Kleinod je gemacht,
Und die Edelsteine holte
Noch kein Bergmann aus dem Schacht.

Denn die Perlen einzig finden
Sich nur in des Menschen Herz;
In der Freude, wie im Jubel
Und in unsagbarem Schmerz.

Und es formen fromme Hände,
Sie zum Schmuck von höchstem Glanz,
Den sie dir als Krone bieten,
Reinste Frau, im Rosenkranz.

Eltmann, B. E.



Hochwft. Herr P. Reginald Weinmann
R. M. M.

Der neue Generalobere der Mariannhiller Missionare

Am 18. Juli wurde das Generalkapitel der Kongregation in Würzburg feierlich eröffnet. Bei der Neuwahl des Generalobern ging der Hochwürdigste Herr P. Reginald Weinmann als unser Generalsuperior hervor. Die Amtsdauer ist 6 Jahre. Der Gewählte ist geboren am 27. 11. 1889 zu Ziegelanger bei Zeil a. Main, in der Diözese Würzburg. Er trat 1908 in das Kloster Mariannhill ein und absolvierte dort alle seine Studien. Im Jahre 1917 wurde er in Maria-Trost zum Priester geweiht — es war mitten im Kriege — und wirkte dann dort drei Jahre als Missionar. Er wurde dann Oberer der Missionsstationen Lourdes und St. Michael. Darauf wurde er Superior des Klosters Mariannhill und zugleich Distriktsuperior des südlichen Teiles des Mariannhiller Missionsgebietes, die heutige Apostolische Präfektur Umtata. Nachdem er längere Zeit als Missionar in Maria Ratschitz gewirkt hatte, wurde er Pfarrer der weißen Gemeinde in Umtata. Im Jahre 1926 wurde er zum Rektor der Missionsstation Maria Zell und zum Leiter des dortigen Gymnasiums und Lehrerseminars ernannt. Segensreich wirkte er besonders auf dem Gebiete des Schulwesens und der sozialen Aufgaben für die Eingeborenen. 1931 wurde er Provinzial der Mariannhiller Mission in Südafrika. Wir wünschen unserem neuen Oberhirten Gottes Segen im reichsten Maße, damit er die neue, schwere Bürde, welche die göttliche Vorsehung und das Vertrauen der Kongregation auf seine Schultern gelegt hat, in Geduld und Ausdauer trage, zum Wohle der ihm anvertrauten Seelen. Es lebe Mariannhill!

Geschichte der Mariannhiller Mission

Zum 50jährigen Bestehen Mariannhills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

(Fortsetzung)

St. Augustin. Im Jahre 1909 (November) wurde St. Augustin von den Augustinerinnen käuflich erworben. Dieser Missionsposten liegt nur eine Stunde südwestlich von Marikburg, der Hauptstadt Natal's, in sehr gesunder Gegend auf einer Anhöhe, umgeben von hübschen Gärten und Baumanlagen. Die überwiegende Mehrzahl des dichtbevölkerten Landes ist andersgläubig, dazu kommen eine Menge heidnischer Kulis. Als Farm ist die Station von geringer Bedeutung, sie hat nur wenig Nutzland und das ist noch zur Hälfte mit Bäumen bepflanzt. Die Leute leben anspruchslos und einfach. An dem ärmlichen Missionskirchlein ist nach einer Seite die Schule angebaut, während die übrigen Seiten von der Schwesternwohnung umgeben sind. Gewöhnlich besuchen etwa 70 Kinder die Schule, bei schlechtem Wetter bleiben sie oft zu Hause, wegen des weiten Weges. Der Sonntagsgottesdienst wird von etwa 150—200 Gläubigen besucht, die oft 2—3 Stunden herkommen. Zur Hauptstation gehören zwei Filialen: Masunge und St. Franziskus, etwa 35 Kilometer entfernt. Dort dient ein einfacher Kraal als Kapelle.

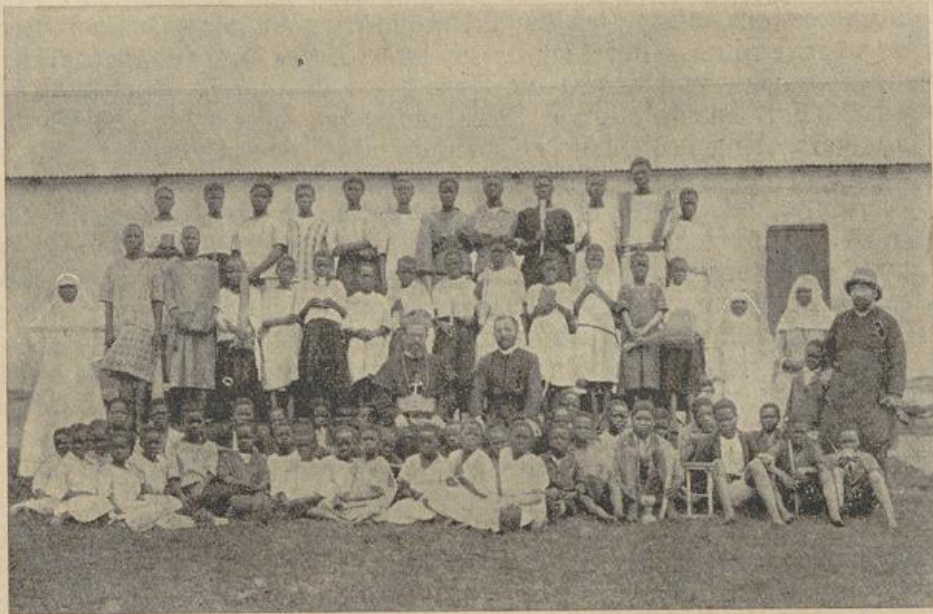
St. Bernhard. Am hohen Inshlazuka, dreieinhalb Reistunden von Einsiedeln, befindet sich eine große Kaffernlokation. Es war dringend notwendig, hier eine Station zu eröffnen. Es gelang, gegen Tausch eine Farm zu erwerben. Die Felder und Wiesen liegen rings um St. Bernhard, dazu ein Urwald und ein Wattelwäldchen, auch Wasser ist reichlich vorhanden. Allerheiligen 1910 konnte unter starker Beteiligung der umwohnenden Heiden und Andersgläubigen Christen hier das erste hl. Mesopfer gefeiert werden. Fast gleichzeitig wurde zwischen Einsiedeln und dem Berg eine neue Katechetenstelle eröffnet dank freundlichen Entgegenkommens eines protestantischen Farmers. Die Gegend um St. Bernhard ist dicht bevölkert. In nächster Nähe liegen fünf Lokationen, sodaß mit großem Missionserfolg gerechnet werden dürfte. Schulen befinden sich noch in Ngilanyoni und Ismont. Außenstationen außer an genannten Orten, in Amandus Hill, Midd Illovun, Engwegwe.

Schon lange trugen sich die Mariannhiller mit der Absicht, in Europa ein Missionshaus und Probehaus zu errichten. Doch alle derartigen Versuche scheiterten, solange Mariannhill noch zu den Trappisten gehörte, denen eine solche Einrichtung fremd war. Sobald aber Mariannhill selbständige Kongregation geworden war, wurde das Projekt wieder aufgenommen.

Neugründungen in Europa. Schon sehr frühe hatte das Kloster Mariannhill in Deutschland, besonders in Würzburg eine kleine Vertretung unterhalten, welche direkte Fühlung mit den Freunden und Gönnern der Mission unterhielt. Durch Herausgabe von Schriften und durch persönliche Werbung durch Abt Franz selber, kamen viele fürs Ordens- und Missionsleben begeisterte nach Mariannhill. Um den Zustrom der Kandidaten zu regulieren und manchen vor Unbesonnenheiten zu bewahren und die Genossenschaft selber vor nicht geeigneten Elementen

zu schützen, wurde die Gründung geeigneter Bildungshäuser in der Heimat beschlossen.

Am 7. Oktober 1909 trat P. Notker Vorpel als Prokurator für Europa seine Reise an zur Einrichtung dieser Anstalten. Nach langem Suchen und Planen, wurde im Dezember 1910 in Holland, hart an der deutschen Grenze ein kleines Gut erworben, inmitten von Heide- und Tannenwald. Am 1. Mai 1911 fand die Eröffnung des Klosters St. Paul statt, das sich in der Folge zu einem bedeutenden Zentrum der Mariannhiller in Europa auswuchs und mit der Zeit eine Missionschule, Postulat und Noviziat wurde. Zu gleicher Zeit wurde ein Schülerheim in Süddeutschland, in Lohr a. Main, eröffnet,



Eingeborenen-Schule bei Uffizi, Mariannhiller Mission

in dem jungen Leuten Gelegenheit gegeben wurde, das staatliche Gymnasium der Stadt zu besuchen und die dann später in das Noviziat in St. Paul eintreten konnten.

Mariannhill wächst. Inzwischen war man auch in Mariannhill nicht müßig geblieben. Ende 1913 konnte ein Seminar zur Ausbildung schwarzer Lehrer und Lehrerinnen eröffnet werden, das bald an der Spitze aller übrigen Seminare stand und für die Mission von größtem Nutzen war. Die Kongregation war um diese Zeit die einzige in ganz Südafrika, die sich die Christianisierung und gleichzeitige Zivilisierung der Schwarzen zur besonderen Aufgabe gemacht hatte.

Ohne schwarze Hilfskräfte konnte nicht das alles geleistet werden, was erstrebt und auch erreicht wurde. In der Heimat waren nach und nach außer Würzburg und Köln, noch Vertretungen der Kongregation in Breslau, Linz a. D., in der Schweiz, Altdorf, entstanden, die den Zweck hatten, die Öffentlichkeit für das südafrikanische Missionswerk zu interessieren. Das hauptsächlichste Mittel war die Ordenszeitschrift „Vergnügung“, sowie der „Mariannhiller Kalender“, denen nach dem

Kriege die Kinderzeitschrift „*Missionsglöcklein*“ und der „*Glöcklein-kalender*“ folgten, zugleich mit verschiedenen Veröffentlichungen über die Mission. Die Mission nahm nach dem Selbständigwerden einen schnellen Aufschwung, der aber vorübergehend gehemmt wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges 1914–18.

Weltkrieg und die Mariannhill Mission. Über der stillen Kulturarbeit in der Mission und im stillen Aufbau und Ausbau der jungen Genossenschaft entlud sich das Ungewitter des Weltkrieges. Gleich zu Beginn des Krieges setzte überall eine gehässige Heze gegen das Deutschtum ein, die selbst vor den Missionaren nicht Halt machte.

Zunächst ging alles gut; die südafrikanische Regierung war wenigstens in ihrem maßgebenden Kreise der Kongregation von Mariannhill nicht ungünstig gesinnt. Man ließ die Missionare ruhig wirken. Nach Versenkung der Lusitania aber wurde es anders. In den südafrikanischen Hafenstädten setzte von neuem die Heze ein und auch in Durban suchte man das Volk durch plumpe Verläumdungen gegen die Missionare aufzustacheln. Ungestraft wurden deutsche Gebäude und Warenhäuser gestürmt und geplündert. Schon setzte sich ein Haufe nach Mariannhill in Bewegung, da gelang es dem Abt, durch ein Gesuch an die Regierung das Kloster als Kirchengut zu schützen. Die Behörde aber glaubte, nun die Bewegungsfreiheit der Missionare einschränken zu müssen. Innerhalb der Gemeindebezirke war ihnen aber frei Bewegung erlaubt; sonst waren sie interniert; alle unter 45 Jahre hatten sich durchgehend der Kontrolle zu melden. Im übrigen wurde auch damals die Missionsbetätigung noch nicht wesentlich behindert. Die Brüder konnten sogar einige Kirchenbauten fortsetzen oder neu beginnen.

So bekamen eine Filiale von Triashill Kirche und Missionarswohnung; gleichfalls erhielten Monte Cassino, Mariazell, Clairvaux und St. Michael neue Gotteshäuser. Später jedoch mehrten sich die Internierungen, die Zahl der Außenstationen nahm ab. In Himmelberg, Detting und Maria-Zelgte waren schließlich die Schwestern, sowie drei eingeborene Priester allein übrig. Die Missionare waren anfangs in Mariburg interniert, durften aber auf Verwenden des Abtes zur Zentralstation Mariannhill zurückkehren. Doch selbst die Schwestern begann man zu verdächtigen. Die Einweihung der neuen Kirche in Monte Cassino wurde durch die polizeiliche Mitteilung gestört, die deutschen Missionare und Schwestern hätten Rhodesia sogleich zu verlassen. Das Loß der Internierung traf zuerst die Patres von Monte Cassino und Triashill. Hätten nicht zwei Amerikaner, ein Mariannhiller und ein Jesuit, die Vertretung übernommen, so wären diese Stationen völlig verwaist gewesen. Als ihre Leidensgenossen von Natal längst im Mutterkloster weilten, waren die Missionare von Rhodesia immer noch von den Ihrigen abgeschnitten, bis auch ihnen schließlich Mariannhill offen stand, aber ihre volle Bewegungsfreiheit erlangten sie erst Ende Juli 1919 wieder.

Darum versteht man es auch, daß gerade diese kurz vor dem Kriege so blühenden Stationen im alten Mafbonaland durch die dauernde Trennung von ihren Glaubensboten empfindlich gelitten haben. Im ganzen waren sechs Priester und 10 Brüder interniert, 14 Schwestern waren in Salisbury von ihrem Missionsfeld abgeschnitten. Als die Grippe auch dort ausbrach, boten sie sich freiwillig zur Krankenpflege

an, was dankbar angenommen wurde. Darum durften sie auch später auf ihre Stationen zurück. Von den Mariannhillern mußten 84 Mitglieder ihr Leben fürs Vaterland lassen. Sieht man von den Kriegsopfern und -leiden ab, so nahm diese so blühende deutsche Mission Südafrikas selbst während des Weltkrieges einen ungestörten Verlauf auf ihren 30 großen Missionsstationen, deren nächste 62, die entfernteste 3000 Kilometer vom Mutterkloster abliegen.

Nach dem Weltkriege. Im Gegensatz zu anderen Missionsgesellschaften wurde der Kongregation nach Beendigung des Weltkrieges erlaubt, ihre Tätigkeit fortzusetzen. Erfreulich war die gute Verbindung, die mit Europa wieder hergestellt wurde, von wo aus dem rasch aufblühenden Noviziats Hause St. Paul reichlich Nachwuchs kam und für ferner auch zu erwarten war. Die Schwestern vom kostbaren Blut erhielten Verstärkung, außer von ihren europäischen Filialen durch die aus Deutsch-Ost-Afrika vertriebenen Mitschwestern und einigen Benediktinerinnen. Unter den Schwarzen macht sich seit dem Kriege eine stärkere Bewegung zur Annahme europäischer Kultur bemerkbar, die Mariannhill geschickt auszunützen versteht und weitgehendst unterstützt, zum Segen ihrer Mission und der katholischen Kirche. Es gelang der Genossenschaft, seit dem Jahre 1922 in ihrer Missionsstation Lourdes jährlich stattfindende soziale Kurse einzuführen für gebildete Katholiken und Katholiken, wodurch die Mariannhiller nach dem Urteil eines Fachmannes „die schwierige Frage der Eingeborenenerziehung lösen und für die religiöse und sittliche, intellektuelle und wirtschaftliche Hebung der Schwarzen sorgen.“ Die Kongregation, die das größte Zentrum aller industriellen Tätigkeit Südafrikas bildet, fand aufs neue von der Regierung außerordentliche Anerkennungen. Auf der Zentralstation Mariannhill konnten auf Verordnung der Behörde für ungefähr 200 eingeb. Lehrpersonen Winterkurse durchgeführt werden, die vom Generalinspektor des Eingeborenen-Erziehungswesens gebührendes Lob ernte en. Dazu wurde von ihm in Mariannhill neben dem Lehrerseminar seit 1920 eine Industrie-hochschule eröffnet, in der die Studenten theoretisch und praktisch zu Lehrern für Handwerkerschulen herangebildet werden; Lehrerseminar und Industrie-hochschule geben in allem gleichen Unterricht, nur hat jene spezielle Stunden für Lehrmethoden, diese für Handwerks- und Geschäftsbetriebe. So sind durch das Erziehungsministerium Arbeitsmethoden wie Leistungen dieser deutschen Glaubensboten in neuester Zeit geehrt worden.

Das erste Generalkapitel nach dem Kriege. Im Mai 1920 trat das Generalkapitel zur Regelung verschiedenster Ordensangelegenheiten und zur Neuwahl des Generalsuperiors zusammen. Die Wahl fiel auf P. Adalbero Fleischer. Derselbe war als Weltpriester im Jahre 1908 in Mariannhill eingetreten. Seine missionarische Laufbahn begann er im neugegründeten Triashill. Während einiger durch den Krieg bedingten Unterbrechungen verblieb er bis 1919 auf diesem Posten. An das Generalkapitel schloß sich eine Visitation des Generalsuperiors an für die europäischen Anstalten. Hier wurde der weitere Ausbau der Gesellschaft in Deutschland beschlossen und zweckentsprechende Neuordnungen getroffen in internen verwaltungstechnischen Angelegenheiten und die Frage der Studien geregelt.

(Fortsetzung folgt)

Helden der Nächstenliebe

Opfertod einer Missionschwester

Von P. Otto Heberling, RMM.

Vor mir liegt gerade die neueste Nummer unserer Eingeborenen-Zeitung für unsere Mission in Südafrika. Ich entnehme daraus folgende Notiz, die ein Eingeborener an den Schriftleiter der Zeitung in Mariannhill geschickt hat. Der Eingeborene B. H. Mseleku schreibt von der Missionsstation Centocow folgendes: „Lieber Pater Redakteur! Ich wünsche, die Leser der Zeitung Um=Ufrika zu benachrichtigen, daß wir auf der Missionsstation Centocow große Sorgen haben, weil das ganze Land jetzt voll vom Malaria-Fieber ist. Auch hier auf unserer Missionsstation waren sehr viele Schulkinder krank. Die Missions-schwestern haben aber die Kranken so gut und so sorgsam gepflegt, daß nur ein einziges Kind gestorben ist. Außerhalb der Missionstation starben aber sehr viele. Wir danken den zwei Krankenschwestern im Spital von ganzem Herzen für ihre große Opferfreudigkeit und unermüdliche Sorge für die Kranken. Einer der Knaben war sehr, sehr lange krank. Er konnte schließlich vor lauter Elend nicht mehr alleine essen. Deshalb wurde er vom Bruder, der die Buben unter sich hat und von den beiden Krankenschwestern gepflegt und behandelt wie ein ganz kleines Kind. Die drei nahmen sich des Kranken an und gaben ihm zu Essen, wie Mütter ihren Kindern zu Essen geben. Das Ende davon war, daß eine der Krankenschwestern, nämlich Schwester Alphonsina auch selbst krank wurde. Es tut mir so leid, daß diese gute Schwester sich im Dienste an uns Eingeborenen die Krankheit und den Tod geholt hat. Ach, was sollen wir sagen! Der Herr hat sie zu sich gerufen am Montag, den 13. Juni. Jetzt bedauere ich sehr die andere Krankenschwester, Schwester Asteria. Sie muß jetzt alle Arbeit allein verrichten. Bald muß sie wie ein Vöglein den Berg hinauffliegen, bald wieder den Berg hinabsteigen. Das geht über ihre Kräfte. Möge sie doch der Herr beschützen, damit sie gesund bleibe. Die heimgegangene Schwester Alphonsina ist noch sehr jung. Sie war erst 29 Jahre alt. O ich habe ihre Güte geschätzt und bewundert. Sie ist ein Opfer ihrer Güte geworden. Es ist schmerzlich, von jemand verlassen zu werden, der so gearbeitet hat und so liebenswürdig war. Möge sie ruhen im ewigen Frieden — In tiefer Trauer B. H. Mseleku.“

Soweit war ich gerade gekommen mit der Übersetzung des Berichtes in der Eingeborenen-Zeitung, als auch noch ein Brief des Hochw. P. Apollinaris Schwamberger RMM. des Rektors der Missionsstation Centocow hier eintraf. Der Missionar schreibt folgendes: „Am 13. Juni 1932 ist hier unsere Krankenschwester Sr. Alphonsina Hofbauer aus Pfaffenhausen, Unterfranken, die am 18. August 1929 von ihren Vorgesetzten hierhergeschickt wurde, eine Opfer ihres Berufes geworden. Sie war wirklich eine treue und überaus opferwillige Krankenschwester. Arbeitsfreudigkeit und Opferwilligkeit zeichneten diese gute Schwester besonders aus.“

Die Mission Centocow hat durch den Tod dieser jungen Schwester einen großen Verlust erlitten. Und allen, Weißen und Schwarzen, ist der Tod dieser guten Krankenschwester sehr nahe getreten. Daß die

Eingeborenen sie wie ihre Mutter liebten, bezeugt die Tatsache, daß sie viele hl. Messen für ihre Seelenruhe lesen lassen.

Die Dahingeshiedene hat sich durch die Pflege der Malaria- und



Essen, die Stadt des diesjährigen Deutschen Katholikentages

Typhuskranken selbst den Typhus zugezogen und mußte nach 4 wöchentlichem Krankenlager ihr junges Leben lassen.

Die Schwestern vom kostbaren Blut zeichneten sich immer aus durch ihre Opferwilligkeit. Wir Missionare und die Eingeborenen können

ihnen dafür nicht genug danken. Nur Gott kann es ihnen vergelten. Ich glaube fest, daß Schwester Alphonsina bereits bei den Seligen im Himmel ist und uns Hinterbliebenen durch ihre Fürbitte weiter hilft.“

Zu obigen Ausführungen möchte ich nur noch hinzufügen, daß die Missionsstation Centocow schon oft von Malaria und Typhus heimgesucht wurde und sehr viele Sterbefälle zu verzeichnen hat. Der Friedhof muß immer und immer wieder erweitert und vergrößert werden. Für den Missionar gibt es da selbstverständlich sehr viel Arbeit. Er muß bei Tag und Nacht Kranke besuchen und Sterbenden beistehen. Aber er tut es gern und macht dabei eine reiche Seelenерnte.

Somajuba

Vom Heidenknaben zum Begründer einer Missionsstation

Von P. Cyprian Ballweg, Pius-Seminar, Würzburg

(Schluß)

Nurz, Somajuba war überall dabei, wo es lustig zuing; bei den heidnischen Festen und Opfermahlzeiten fehlte er nie. Wohl war es ihnen bis zu 20 Jahren nicht gestattet, an den Biergelagen der Alten teilzunehmen oder überhaupt alkoholische Getränke zu trinken; denn der Vater schaute auf gute alte Sitte und da war dies verboten.

Inzwischen war für Somajuba die Zeit gekommen, wo er auch für seinen Kopf zahlen mußte; die Engländer haben nämlich eine Kopfsteuer eingeführt, was allerdings unter den Schwarzen große Erbitterung und auch einzelne Aufstände verursachte. Um diese Steuer zahlen zu können, mußte Somajuba sich nach Arbeit umschauen, um das Geld zu verdienen. Die meisten seines Alters waren schon längst bei den Weißen in Arbeit. Deshalb ging er nach Durban. Aber dort fand er keine Arbeit, die ihm zusagte. Wohl hätte er sich als Ritscha-Boy anstellen lassen können (es sind dies kräftige Burschen, die in zweirädrigen Droschken die Fremden durch die Stadt fahren), aber er wollte kein Pferd machen. Dazu war er zu stolz.

Da hörte Somajuba, daß das Weihnachtsfest in Mariannhill so schön sei. Das reizte seine Neugierde, zumal er auch von den fremden Männern dort schon so Seltsames gehört hatte. Er machte sich schnurstracks auf den Weg nach dem Kloster und kam gegen Abend in Mariannhill an. Schon der Anblick der Kirche und des ganzen Klosters, das da so friedlich im Abendsonnenschein vor ihm lag, machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Viele Schwarze hatten sich schon vor der Kirche versammelt und unter den vielen Neuchristen waren auch ebenso viele Heiden. In der Kirche drängten sich ganze Scharen um den Beichtstuhl.

Rasch brach die Nacht herein — die heilige Nacht! Draußen auf freiem Feld lagerten die Gruppen der Männer, die Frauen und Kinder blieben in den Schuppen und Wirtschaftsgebäuden des Klosters. Auch indische Kulis und chinesische Hafenarbeiter waren aus Durban gekommen — ein buntes Durcheinander. Da, um 11 Uhr läuteten die Glocken; da kam plötzlich Leben in die Menge. Von allen Seiten drängte man zur Kirche. Somajuba bahnte sich einen Weg im Gedränge und kam so möglichst in die vorderen Reihen. Die Kirche strahlte im Festschmuck, die Kerzen brannten und die Kinder drängten sich um die Krippe. Aus den hellen Kinderäugen strahlte die Freude, Freude füllte die Herzen der schwarzen Christen. Da

kam's wie himmlische Musik von oben. . . Zart setzte die Orgel ein und intonierte das „Stille Nacht, heil'ge Nacht.“ Und die schwarzen Christen sangen mit aller Macht dieses einzige deutsche Weihnachtslied in ihrer Muttersprache. Somajuba schaute und hörte und staunte. Er fand keinen Ausdruck, er ließ alles an sich vorüberfluten; aber in seinem Herzen wurde es weich und warm.

Da läuteten die Glocken vom Turm des Klosters und kündete den Beginn des mitternächtlichen Hochamts. So etwas hatte Somajuba noch nicht gesehen. Er erkundigte sich bei anderen, was das alles bedeuten solle, und als es zur Wandlung läutete, kniete auch er nieder und huldigte zum erstenmal diesem geheimnisvollen Kinde.

Die Orgelklänge waren schon längst verhallt und viele hatten die Kirche schon verlassen; Somajuba aber kniete mit den Christen vor der schönen Weihnachtskrippe nieder und versprach dem Christkind, daß er fortan ihm gehören werde. Und vom Kripplein aus ging ein Gnadenstrahl ins Herz dieses so stolzen Heidenjünglings und er gab dem Ruf der Gnade ein ernstes, entschiedenes „Ich komme!“ zurück. — Somajuba blieb auch am folgenden Tag in Mariannhill. Für ihn stand es fest: „Hier will ich arbeiten und ein Christ werden.“ Er wurde vom Kloster freundlich aufgenommen und bekam Arbeit beim Feldbruder. Rasch gewöhnte er sich in die neue Umgebung und in das geregelte Leben. Die Arbeiter bekamen eine ausreichende Verköstigung und erhielten abends etwas Schulunterricht, besonders in der Religion. Dabei zeigte er reges Interesse und machte gute Fortschritte.

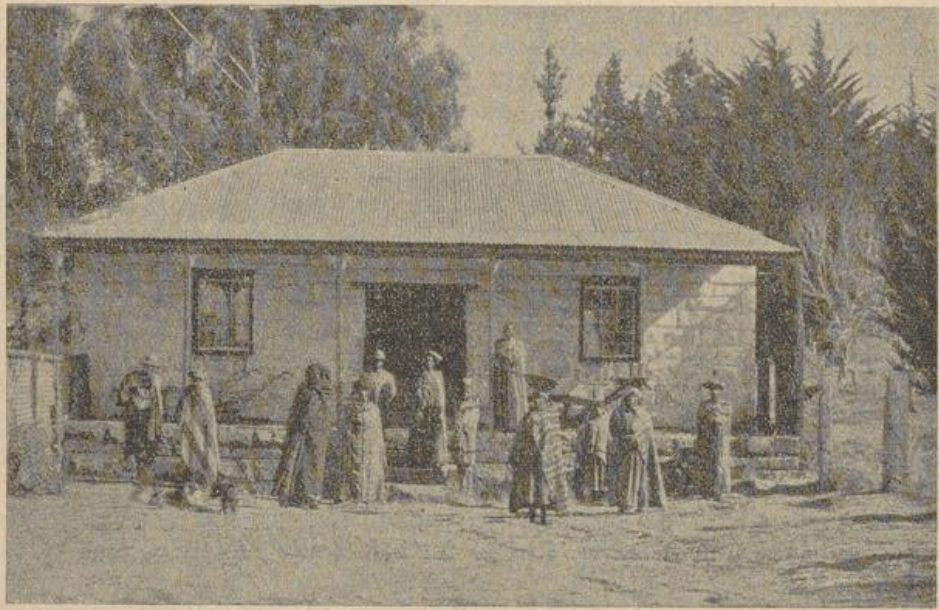
Somajuba war inzwischen in die Reihe der Katechumenen aufgenommen worden und bereitete sich mit recht ernster Gesinnung auf den Tag der hl. Taufe vor. Ihm war es Ernst mit der Befehrung, das sah man aus seinem ganzen Verhalten. — Endlich war der so heißersehnte Tag gekommen. Die Freude Somajubas läßt sich nicht beschreiben. Mit vielen anderen Katechumenen beugte er sich vor dem Zeichen des Kreuzes und wurde ein Kind Gottes und ein Glied der hl. Kirche. In der Taufe erhielt er den Namen Alois.

Alois blieb noch einige Jahre in Mariannhill und besuchte fleißig die Schule, arbeitete nebenbei im Garten und auf dem Feld und suchte sich möglichst viele praktische Kenntnisse anzueignen. Inzwischen hatte er das 6. Schuljahr erreicht und diese Ausbildung genügte ihm. Es zog ihn mit Macht nach Hause zu den Seinen. Er wollte auch seinen Angehörigen das Glück des hl. Glaubens bringen und allen in seiner Heimat. So zog er mit dem Segen des Missionars heimwärts. Beim Abschied zeigte sich seine Liebe und Treue zum Missionar in rührender Weise. Hatte er doch durch ihn das kostbare Gut des hl. Glaubens erhalten und eine praktische Lebensbildung für ein gesichertes Fortkommen. Mit bewegten Worten des Dankes und der Versicherung aufrichtiger Treue schied er. Der Missionar gab ihm noch gute Ermahnungen mit auf den ferneren Lebensweg. Auch zeigte er ihm, wie er die Leute unterrichten müsse und wie er vor allem selbst treu bleiben solle. Auch solle er von Zeit zu Zeit wieder zum Gottesdienst kommen.

Das war ein frohes Wiedersehen nach so vielen Jahren der Trennung und der Ungewißheit. Eltern und Geschwister staunten über ihren Bruder, der so ganz anders geworden war. Wie sie aufhorchten, als er ihnen erzählte von Mariannhill und von den Brüdern und Schwestern dort, von den schönen Kirchen inmitten wohlgepflegter Gärten und Felder! Dann nannte er ihnen auch seinen neuen Namen und daß er getauft sei. Und da

seinen Angehörigen dies alles unbekannte Dinge waren, erzählte er ihnen weiter vom Christkind, von seiner Liebe und seinen Segnungen. Und aufmerksam lauschten sie seinen Worten und auch die Nachbarn kamen herbei und hörten ihm gerne zu. Langsam meldeten sich einige Katechumenen, die beständig zum Unterricht kommen wollten. Sonst hatte er ja viele Zuhörer.

Was Alois in der Landwirtschaft gelernt hatte, suchte er jetzt zu verwerten. Zunächst brachte er den väterlichen Kraal in Ordnung. Die Schwestern mußten den Hof säubern; beim Feldbau war er ständig hinterher, kurz, sein Kommen war wie ein lauer Frühlingswind, der das dürre Laub von den Bäumen holt und überall neues Leben weckt. An Weih-



Bafutos tauschen Mais gegen Korn um

nachten kam Alois zum ersten Mal wieder nach Mariannhill zur heiligen Messe und den hl. Sakramenten und um Bericht zu erstatten. Er konnte schon manche Erfolge melden. Sehr viele waren es aber noch nicht. Der Missionar selbst, schon alt und mit Arbeit reichlich überladen, konnte ihn in seiner Heimat nicht aufsuchen. Dazu war es zu weit. Aber er versprach, sobald wie möglich einen Katecheten dorthin zu schicken.

Doch Alois mußte über ein Jahr warten, bis dies möglich wurde. Von da ab kam der Katechet regelmäßig alle Monate. Inzwischen unterrichtete Alois seine Leute eifrig. Später kam der Katechet alle Wochen. Auch eine kleine Schule konnte angefangen werden. Schon Alois hatte eine Abend-schule angefangen und unterrichtete Kinder und Erwachsene. Später kam eine schwarze Lehrerin, die schon viele Jahre in der Schule gewirkt und manche Erfahrungen hatte. Die Schule wuchs dann bald stark an. So nahmen die Tausen erfreulich zu. Zur Taufe mußten die Leute allerdings nach Mariannhill, aber sie scheuten nicht den weiten Weg, um auch zugleich die Stätte zu sehen, an der Alois sein Glück gefunden hatte.

Nach wenigen Jahren kam dann ein junger Missionar nach Mariannhill,

der dann selbst des öfteren die Heimat des Alois besuchte. Schon bald ließ er dort die erste hl. Messe, die erste seit Erschaffung der Welt in jener Gegend! Das war wieder ein großer Freudentag für Alois. Auf diesen Tag der ersten hl. Messe in seiner Heimat rüstete Alois ordentlich. Da wurde geschmückt wie an Fronleichnam, natürlich mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Manches war zwar für uns Europäer nicht besonders herrlich zu schauen, aber auf den Schwarzen hat es einen wunderbaren Eindruck gemacht. Und erst die erste hl. Messe! Viele Heiden und selbst andersgläubige Eingeborene waren von einer Nachbarmission gekommen. Diese wunderten sich erst recht über den schönen Gottesdienst. Wie doch der Priester so schöne Zeremonien machte und so ehrfurchtsvoll mit Gott redete! Und dazu die schönen Gewänder bei der hl. Messe!

Voll tiefer Eindrücke zerstreute sich nachher die Menge und im Herzen der Neuchristen wurde das Band fester und im Herzen so mancher Heiden regte sich der leise Wunsch, auch ein Christ zu werden.

Für Alois kam bald noch ein großer Tag in seinem Leben. Er verheiratete sich mit einem braven Mädchen aus dem Marienhaus in Mariannhill. Die kirchliche Trauung war in Mariannhill selbst, nachdem sich Alois einen Erlaubnischein in Pinetown, am Sitz der Magistratur, geholt hatte. Die darauffolgende Hochzeitsfeier in der Heimat war ein Fest für die ganze Umgegend, weil Alois ja zum Führer und Vater aller Christen geworden war. Noch jung, redete man ihn als Vater an.

Inzwischen hat sich Alois ein größeres Haus gebaut, das auch zugleich als Schule und Kapelle dienen soll. Oft hat der Missionar dort zelebriert, manchmal übernachtet und war immer gut aufgehoben.

Doch Alois gibt sich damit noch nicht zufrieden. Sein Herzenswunsch geht dahin, daß bald in seiner Heimat eine eigene Missionsstation errichtet werde, mit einem eigenen Missionar. Wann das geschehen kann, hängt davon ab, wie viele Missionare in den nächsten Jahren vom Pius-Seminar aus nach Afrika geschickt werden können. Es ist aber noch keine Aussicht auf eine Reihe von Jahren und nur, wenn recht viele, viele Berufe nachfolgen, wird dieser letzte Wunsch unseres Alois erfüllt werden können.

Die Geschichte des Alois, des früheren Somajuba zeigt, wie die Gnade Gottes in den Menschenherzen wirkt. Solche Persönlichkeiten gibt es in Missionsländern nicht wenige. Er ist einer der besten, ein Mann, der im Dienste der katholischen Aktion steht, so wie es unser Heiliger Vater Pius XI. so sehr wünscht.

Das Glück, katholisch zu sein, ist bei den Neuchristen groß und es drängt sie dazu, dies auch anderen mitzuteilen. Sie glauben, daß sie dies Gott für die große Gnade des hl. Glaubens schuldig sind.

Möge die Geschichte des kleinen Somajuba, des jetzigen Alois, alle die Wohltäter der Mission, die durch Gebet und materielle Hilfe zu den so schönen Erfolgen beitragen, aufs neue bestärken, weiterhin mitzuhelfen, daß doch Christus in recht vielen Herzen König werde! Möchte vielleicht auch durch diese Zeilen in so manchem Herzen der Missionsberuf geweckt werden für die reife Ernte der Weltmission!

Die Fülle des Gotteslohnes ergießt sich über diejenigen, die die heilige Mission nach Vermögen mit Almosen unterstützen . . . Sie üben nämlich dadurch viele Werke der christlichen Liebe auf einmal.

Leo XIII.

Das Missionsgebiet „Bulawayo“

Von P. Ignatius RMM.

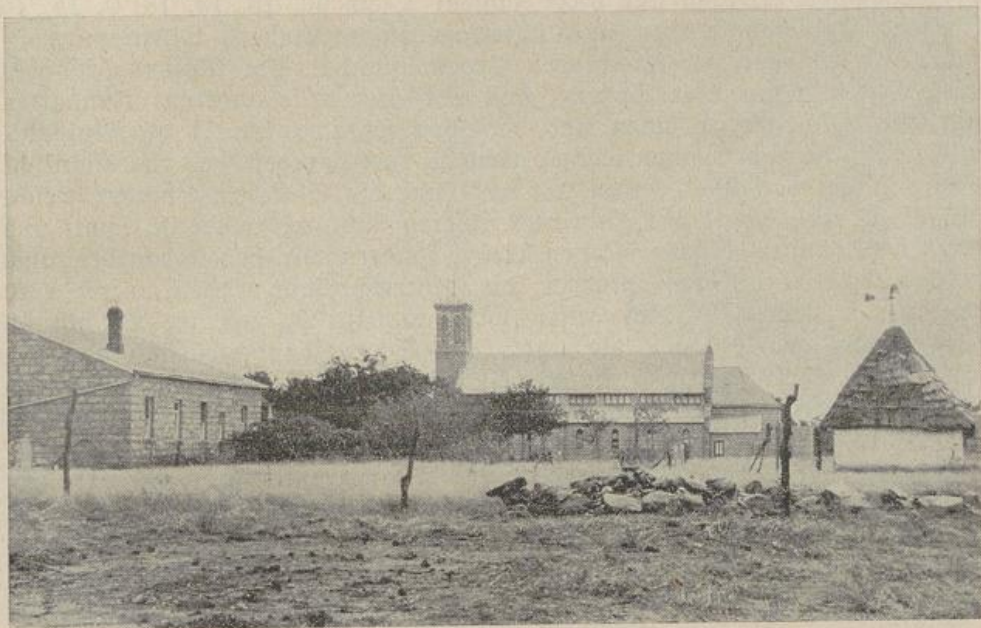
Im ersten Artikel, welcher unter dem gleichen Titel vor einiger Zeit erschienen ist, wurde gesagt, daß unser neues Missionsgebiet, wenn auf der Karte mit dem früheren verglichen, fast diametral entgegengesetzt liegt. Dann heißt es weiter: „Ich betone das nicht umsonst, denn der diametrale Gegensatz spielt auch in vieler anderer Beziehung eine bedeutende, ja erdrückende Rolle, worüber vielleicht ein andermal etwas mehr.“ Es sei das nun etwa in einigen Hauptlinien in den folgenden Zeilen dargestellt.

Wo immer die Rede von Gegensätzen ist, kann es in mehr als einer Hinsicht genommen werden. Dasselbe ist hier der Fall. Um den Gegensatz zwischen unserem früheren Gebiete im Nordosten Süd-Rhodesias (Mashonaland) und unserem gegenwärtigen im Südwesten Süd-Rhodesias (Matabeleland und Betschuanaland) hervorzuheben, kann man es unter vielen Gesichtspunkten tun. Einige nur seien herausgegriffen.

Landschaftliche Gegensätze. Ich weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, wie ich vor zehn Jahren das erstemal Bulawayo berührte auf meiner Durchfahrt nach Mashonaland. Wie oft hatte ich seitdem den Ausdruck getan, daß ich mich in der Bulawayogegend nicht heimisch fühlen könnte? Warum? Ich selber bin ein Kind einer herrlichen Gegend (Bodenbach-Tetschen) und liebe die Berge, die Wälder, die Flüsse und Landschaftsszenarien. Das alles fand ich in Mashonaland und nichts von alledem sah ich 10 Jahre zuvor auf meiner Durchreise und fast nichts auf meinen vielen Durchreisen, die ich seit den zwei Jahren hier in unserem neuen Gebiete im Zug und im Auto zu machen hatte. Verwöhnt von daheim, verwöhnt von meinem ersten und letzten Anstellungsposten als Priester in meiner Heimatdiözese Gablonz a. N., verwöhnt von meinem lieben Triaschill und den anderen Stationen unserer ehemaligen Mashonaland-Mission, konnte ich mich und konnten wir alle uns nicht an die neue Umgebung gewöhnen, wo alles so flach und tot und leb- und regungslos zu sein scheint. Nur gut, daß ich keine Zeit hatte, mich mit landschaftlichen Fragen zu beschäftigen, der Arbeit gab es ja von Anfang an so viel, daß dazu keine Zeit übrig blieb.

Ich weiß noch sehr gut, wie oft ich im Mashonaland mühsam auf allen Vieren zuweilen die Berge erklimmen mußte, mein Kößlein entweder zurücklassend oder unterdessen anderswo hinschickend. Nie werde ich den wunderbaren Krankengang vergessen, für den ich drei Tage brauchte, 8 Stunden hin und 8 zurück zu Pferd, das sind zwei Tage; den dritten Tag, der dazwischen war, mußte ich 10 Stunden zu Fuß gehen in einer Szenerie, die mich meine große Müdigkeit ganz vergessen ließ, so prächtig und herrlich war sie. Ja, es gibt wirklich auch schöne Plätze in unserem Gebiete. Vor allem die weltberühmten Viktoriafälle des Zambesi-Flusses, die ja jene des Niagara weit übertreffen. Das ist ein Schauspiel, das man gesehen haben muß, das aber eine Beschreibung nie zu einem Erlebnis wird machen können. Sie bilden, wie der Fluß, die Grenze gegen Nord-Rhodesia. Die dortige Vegetation aber erstreckt sich kaum merklich ins Land hinein und es fiel mir sehr auf, daß kaum eine oder zwei Meilen vom Fluße weg der Wüsteneindruck wieder auftaucht. . . Dann sind zu erwähnen die Matopa-Steinberge und -formationen, ähnlich dem Elbe-Sandstein-Gebirge meiner Heimat bei Herrnskretsch (Böhmisch-sächsische Schweiz), die aber hier eine Art sehr harten Quarzes sind. Sie befinden sich etwa 27 Meilen

weit außerhalb Bulawayo und sind ein beliebter Ausflugsort der Stadtbevölkerung und ein Suristenort wegen der nationalen Wichtigkeit, da ja dort der Gründer Rhodesias, Sir Cecil Rhodes, begraben liegt und mit ihm noch zwei, welche sich um das Vaterland besonders verdient gemacht haben. Einer davon ist Katholik, der erst vor zwei Jahren im Stadtfriedhof exhumiert wurde, um dort in der rhodesianischen Walhalla sein dauerndes Grab zu finden. Wir nahmen an diesem Staatsbegräbnisse teil. Nachdem ich aber diese beiden Sehenswürdigkeiten erwähnt habe, bin ich auch schon am Ende aller Herrlichkeit, wenn ich nicht noch die hie und da recht nett sich erhebenden Berge und Hügel erwähnen und einschließen will, die innerhalb des Gebietes sich befinden. Das ganze Land ist mehr



Empandeni in Bulawayo: Kirche und Pfarrhaus

oder weniger eine große Ebene, die sich durch ungeheure Wasserarmut auszeichnet, die nur alle paar Jahre einmal unterbrochen wird durch etwas ausgiebigere Regengüsse, wie z. B. heuer es der Fall ist. Wenn aber der Regen kommt, erhält das Land einen feinen, gefälligen, anziehenden Anstrich, daß man wirklich daran Gefallen finden möchte, wenn man nicht die Rehrseite des Ganzen in Betracht zieht.

Ich fuhr heuer einmal zu einer Privatsfamilie, um dort Gottesdienst zu halten. Da sprach ich vom herrlichen Anblick der Felder und Bäume usw. Der Herr sagte darauf nur: „Nicht wahr, jetzt ist die rechte Zeit, Farmen zu kaufen!“ Ich wußte, was er sagen wollte: Wer sich nun übertölpeln läßt, hat es später zu bereuen Zu einer Zeit, wo heuer im Frühling unsere rhodesianische Seite an den Bäumen schönes Grün hervorgebracht hatte, sah ich auf meiner Reise durch das Betschuanaland — ich hatte über 700 Meilen durchfahren — kaum einen Baum mit einem grünen Ansaß, nur nackte Zweige rangen zum Himmel um Wachstum und Regen. Der Redakteur der Missionszeitschrift der Väter der Gesellschaft Jesu hier in Rhodesia, der sich in der ersten Nummer von 1932 im Leitartikel dieses

„Zambesi Mission Record“ über die Teilung und Aufteilung der Missionsgebiete äußert, hat recht, wenn er behauptet, daß das uns zugewiesene Gebiet „ungeheure Strecken von Wüste und von Sumpf enthält, wo menschliche Niederlassungen wenig zu finden sind und die wenigen weit auseinander liegen.“ Da war doch unser altes Mashonaland etwas ganz anderes dagegen. Allein, wir müssen es nun vergessen und uns heimlich zu fühlen trachten in der neuen Umgebung . . .

Gegensätze in der Bevölkerung. Da gleich etwas, was den ziffernmäßigen Gegensatz anbelangt. Im Mashonaland finden wir Distrikte mit 24, 30, 28, 31, 34, 25, 38, 24, 29 Tausend Eingeborenen. Im Bulawayo-Gebiet (ohne Betschuanaland einzubeziehen, das sehr dünn bevölkert ist) haben wir dagegen nur diese Zahlen: 7, 30, 50, 18, 13, 18, 9, 14, 10 Tausend und das in den uns übertragenen achteinhalb Distrikten.

Dann etwas von der sprachlichen Gegensätzlichkeit. Im Mashonaland hat man eigentlich nur eine Sprache, das Chishona. Alle anderen Mundarten sind nur Dialekte der einen und derselben Sprache. Da ist die Aufgabe, Mission zu betreiben, schon leichter gemacht. Hier dagegen, das rhodesianische Gebiet allein betrachtet, haben wir nicht nur die Sintebele-Sprache, welche allerdings eine Abart des Zulu aus unseren Natalmissionen ist, somit uns keine bedeutenden Schwierigkeiten bietet, sondern wir haben daneben auch noch mancherlei andere Sprachen, die beherrscht sein wollen, wenn man den armen Leuten wirklich helfen will, auch z. B. nur im Beichtstuhl. Hier in Bulawayo haben die unter den Schwarzen angestellten Priester jeden Sonntag in 4 oder 5 Sprachen Beicht zu hören. Ich habe einmal im Kohlenbergwerk Wankie bei Gelegenheit des Besuches für die dortigen Weißen auch in der Eingeborenenkirche Beicht gehört, habe aber ausdrücklich gesagt, daß ich nur Sintebele- und Mashonabeichten entgegennehme und ich weiß, wie wenige zur hl. Beichte kamen und unter diesen wenigen ziemlich einige, die mich dranzufriegen versuchten, indem sie die Anfangsworte in der genannten Sprache sagten, dann aber alsbald in ihre Chiremba-Sprache verfielen . . .

Endlich noch etwas, was die Charakter-Gegensätze der Leute in unserem früheren und jetzigen Gebiete anbelangt. Es sind unter unseren Nachfolgern im alten Gebiete welche, die die Matabele den Mashonas vorziehen. Als ich das einmal hörte, widersprach ich sofort, worauf mir zur Antwort wurde: „Nun, ja, Sie müssen die Leute besser kennen, denn Sie haben dort länger gearbeitet.“ Alles in allem genommen, ziehen wir, die wir einst dort im Mashonaland gearbeitet hatten (das Glück hatten, dort arbeiten zu dürfen, möchte ich lieber sagen!), die Leute dort den hiesigen vor. Sie sind viel gutmütiger, einfacher, williger, anspruchsloser, uneigennütziger, kindlicher, anhänglicher und dankbarer. Ich muß gestehen, daß ich nicht viel direkte Erfahrung bezüglich des hiesigen Volksstammes habe, da ich nie direkt unter den Leuten arbeitete, aber ich bin lange genug unter den Zulus gewesen, deren Landsleute ja die hiesigen Matabele sind (Flüchtlinge aus dem berühmten Tschakas blutigen Zeiten) und weiß darum sehr wohl, wie vorteilhaft die schwarzen Schwestern, welche aus dem Mashonaland dorthin kamen, unter den Zulus abstachen! Zudem weiß ich aus verschiedenen Berichten meines Missionspersonals genug, um mir ein Urteil zu bilden.

Missionelle Gegensätze. Da kommen zunächst in Betracht die ausgebauten Stationen mit residierenden Priestern. Wir hatten bei unserem

Weggange vier Stationen in Betrieb. Drei weitere waren für einen Missionar eingerichtet gewesen. Hier übernahmen wir — außer der Weißenseelsorge in der Stadt und einer zweiten Seelsorge bei den Schwarzen der Stadt — eine einzige Hauptstation, von welcher 8 Meilen weiter eine andere Station abhing, die aber Seelsorglich nicht ganz selbständig da stand. Auf dreien unserer Hauptstationen im Mafhonaland hatten wir solid ausgetraute Häuser und Kirchen in bestem Zustande zurückgelassen. Hier fanden wir in der Stadt bei den Weißen eine sehr schöne Kirche, äußerlich fein, innerlich rein, aber sehr reparaturbedürftig; in der Schwarzenpfarrei ebenso eine außen schön dastehende Kirche, die aber innen viel Aus- und Umbau nötig hatte. Auf der Hauptstation der eigentlichen Mission ist



Bulawayo: Stadtkirche der Unbesl. Empfängnis und Pfarrhaus

eine feine Steinkirche, ein Prunkbau nach außen, aber leider innen nichts weniger als empfehlenswert, da besonders die weißen Ameisen ihr unheilvolles Werk an ihr so gründlich getan haben, daß uns nun das Dach über den Köpfen zusammenzufallen droht; und die Wände sind auch dementsprechend. Das steinerne Priesterhaus ist nicht viel besser. Die nett dastehenden Gebäulichkeiten der Schwestern auf dieser Station und alle Gebäude außer der annehmbaren Ziegelfirche auf der Nachbarstation gehören als Eigentum vollständig den Schwestern. Die übrigen Bauten auf den einzelnen Plätzen sind nicht von besonderer Art und sind zum Teil recht baufällig.

Nun ein Wort zur wirtschaftlichen Verschiedenheit. Unsere Hauptstationen im Mafhonaland hatten sich mehr oder weniger selbst erhalten können. Sie alle hatten eine ziemliche Anzahl ständig dort lebender Kostschüler, Buben wie Mädchen, die fest zugriffen auf Feld und Arbeitsplätzen, sodaß man mit einiger Mühe und der Hilfe von Wohltätern ein Auskommen fand, kümmerlich, ja, aber immerhin ein Durchkommen. Bis zum letzten Augenblicke waren wir dort am Schaffen und ließen alles im entsprechenden

Zustande zurück, sodaß man sofort weiterrufen konnte. Hier in der Bulawayo-Mission hat wirtschaftlich nur die eine Haupt-Missionsstation Bedeutung gehabt. Aber es sind da keine Kostfinder zu finden gewesen, mit Ausnahme einiger weniger Buben, um eine kleine Schule zu halten. Die wirtschaftliche Bedeutung der Station war einst bedeutend, aber leider ist das im Laufe der letzten Jahre, bevor wir den Platz übernahmen, erstaunlich zurückgegangen, wie einige Übersichtstabellen offizieller Natur mit unzweifelhafter Deutlichkeit beweisen. Unser Anfangen war nicht ein Weiterarbeiten, sondern ein mühsamer Neubeginn, und Trockenheit und eine Art Rinderpest hatte uns den „Rest gegeben“. . . . Unsere neue Mission hier muß einzig und allein von barem Gelde leben, das wir uns mühsam erbetteln müssen von unseren lieben Wohltätern auf allen möglichen Wegen. Das ist fürwahr ein hartes Brot! Was die Regierung für die Schulen gibt, das deckt bei weitem nicht einmal die Auslagen für die Lehrer, dabei sind die Auslagen für Schulbau und -erhaltung nicht eingerechnet und nicht die anderen Auslagen, die drum und dran sind. Was die Eingeborenen spenden, ist gleich Null zu halten. Letzten Sonntag lagen auf dem Opfersteller einer Kirche 9 Pfennig Und da soll man noch die Mission ausbreiten, neue Stationen gründen, Kirchen bauen, Schulen einrichten, charitative Anstalten in die Hand nehmen usw. Ob das so leicht ist und besonders in der jetzigen schweren Zeit der Depression, unter welcher auch wir leiden?

Zu den missionellen Gegensätzen gehören die Missionswerke. Vor allem die Schulen. Ich greife nur etwas heraus aus unserem alten Gebiete. Zur Zeit der Übergabe hatte dort (ich schließe die Schulen auf der Station selber aus) der eine Priester 12 Außenschulen zu besorgen, sein Hilfspriester 10 andere. Der Nachbarpriester hatte 13 zu betreuen. Das macht 35 Außenschulen zweier Hauptstationen; auf den beiden anderen Hauptstationen werden es zusammen nicht viel weniger gewesen sein. Als wir hier die neue Mission übernahmen, fanden wir auf der Hauptmission vier Außenschulen, die sämtlich innerhalb der Grenzen der eigenen großen Farm gelegen waren. Von der schwarzen Stadtpfarrei aus waren 8 Schulen besorgt worden, was zusammen 12 ausmacht. 1 oder 2 andere Außenschulen besaßen sich außerdem im Gange, welche von der Hauptmission aus besorgt waren. — Dann sollte ich die Anstalten erwähnen, die für verschiedene Zwecke da sind. Da hatten wir dort im alten Gebiete eine Kleinkinderbewahranstalt d. h. Waisenhaus, ein Lehrerseminar, welches aber mit Einwilligung der kirchlichen Obern kurz vor dem Weggang an einem anderen Orte zentralisiert wurde, Handwerkerschulen, Heime für gefährdete Mädchen und Frauen, Apotheken, Krankenhäuser und ein Heim für Kandidatinnen des Ordensstandes und ein anderes Heim für Mädchen, die sich lebenslanglich zum Stationsdienste verpflichtet hatten und eine große Hilfe waren. Hier aber fanden wir bei der Übernahme außer einer Handwerkerschule, verschiedenen Mädchenkursen und zwei Apotheken, welche letztere Eigentum der Schwestern waren, nichts weiteres vor. — Missionell wären auch die Missionserfolge von Interesse. Da sollten nun die Statistiken reden, was mich aber zu weit führen möchte, da alles Numerische immer relativ zu nehmen ist und nie absolut, ein Fehler der nur allzuoft gemacht wird. Ich will nur darauf verweisen, was man für gewöhnlich vom Mashonalande sagt, daß es das rhodesianische Uganda sei; und will verweisen, nur um objektiv und treu zu sein, auf einen Satz, den einer unserer Nachfolger im Mashonaland niederschrieb und der in den Katholi-

schen Missionen (1930, Nr. 4, Seite 121) zu finden ist: „Die Mariannhiller Missionare haben hier gut gearbeitet und man muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie tüchtige, eifrige Missionare sind; es ist eine Freude, solch schöne Stationen zu übernehmen.“

Damit habe ich aber auch kurz unsere ganze Tätigkeit markiert, die sich im Mashonaland vom Jahre 1896 bis 1929 erstreckte. Unsere Vorgänger hier in unserem neuen Missionsfeld haben 1880 bei Alt-Bulawayo (besteht nicht mehr als solches) angefangen und haben die Hauptmission 1887 übernommen, sie jedoch wegen Unruhen nach zwei Jahren wieder aufgenommen, um sie endgültig 1895 wieder aufzunehmen.

Ich will schließen, ohne, wie ich anfangs sagte, alle Gegensätze anzuführen. Darf ich fragen: Wer will beten für uns alle hier? Darf ich fragen: Wer will einmal kommen, um hier mitzuhelfen am Ausbau des Gottesreiches?! . . . Herr, die Ernte ist groß, sende Arbeiter in Deinen Weinberg! Herr, die Not ist groß, sende Hilfe Deinen Arbeitern in Deinem Weinberg, wecke Wohltäter für sie, auf daß „das Wort des Herrn dahineile und verherrlicht werde“ (2. Thess. 3,1).

(A. d. R.: Inzwischen ist „Bulawayo“ Apostolische Präfektur geworden).

Kus' eduze! — Es ist nahe!

Von P. Otto Heberling, RMM.

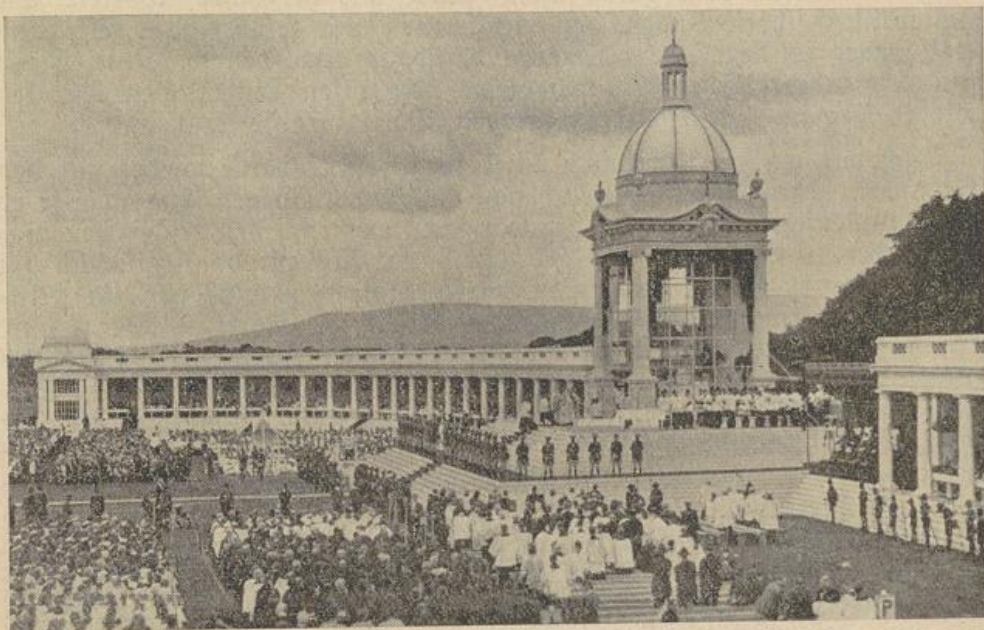
Das obige Wort: Kus' eduze! — Es ist nahe! — ist unsern Missionaren in Süd-Afrika wohl bekannt. Die Eingeborenen führen es oft und oft im Munde. Gegen das Wort wäre ja absolut nichts einzuwenden. Es ist ein schönes Wort. Die Missionare haben aber schwerwiegende Gründe, mißtrauisch zu sein, wenn sie dieses Wort aus dem Munde der Eingeborenen vernehmen. Die Eingeborenen haben vorläufig noch andere Begriffe und Vorstellungen als die Europäer und sind höchst erstaunt, wenn ein Missionar, den sie z. B. Beispiel zu einem Kranken rufen, eine Strecke, die sie als sehr nahe bezeichnen, als sehr weit taxiert. Die Eingeborenen haben im allgemeinen eben immer Zeit übrig. Sie schätzen und lieben die Gemütlichkeit, kennen noch nicht die nervöse Hast und Eile der Europäer und lassen sich deshalb auch nicht leicht aus der Ruhe bringen. Gemütlichkeit und Ruhe sind sicher gute Eigenschaften der Schwarzen; aber mit ihrem weitgehenden Gebrauch des Wortes: Kus' eduze! brachten sie doch auch schon manchen Missionar nicht bloß in Harnisch, sondern in Verlegenheit und Unannehmlichkeiten. Ich will nur ein Beispiel anführen:

Im Verlaufe der Wochen, die ich als Diakon auf der Missionsstation Maris Stella zubrachte, kam eines Tages eine Zulufnabe gelaufen und meldete: Umso wetu uyagula kafulu! (Mein Bruder ist schwer krank). Der Kranke war schon getauft. Die ganze Familie war christlich. Ferner stand fest, daß der kranke Bruder des Boten schon zum völligen Gebrauch der Vernunft gelangt war. Der Missionar hätte also versuchen müssen, die erste Beichte abzunehmen und ihm die letzte Ölung zu erteilen im Falle der Todesgefahr. Das war nun aber nicht so einfach. Der Missionar der Station war auf einer anderen Missionsstation

und gab dort Exerzitien. Von Mariannhill war deshalb ein älterer Missionar zur Aushilfe geschickt worden. Dieser Pater leidet aber sehr an Asthma und hat immer geschwollene Füße. Er kann deshalb nur den Dienst auf der Station selbst versehen. Krankenrufe besorgen kann er nicht. Ich selbst hätte als damaliger Diakon wohl einen kranken Heiden taufen können, aber Beichte hören, oder die letzte Ölung spenden dürfte ich noch nicht. Was war also zu machen? Auf unsre Frage, wie weit es denn sei bis zum Kranken, antwortete der Knabe: Ruß' eduze! — Es ist ganz nahe! — Gleich hinter dem Wald ist unsere Hütte. — Nach den Angaben des Buben konnte es nicht weiter als eine halbe Stunde sein. „So weit kann ich schließlich schon noch kommen“, meinte nach einer Weile der alte Missionar. „Auf, wir wollen es wenigstens versuchen“. — Und wir versuchten es.

Die Sonne brannte ordentlich auf uns hernieder. Es war gerade um die Mittagszeit. Raum waren wir einige Hundert Schritte marschiert, mußte der leidende Missionar schon eine Atem- und Ruhepause machen. Und nach hundert Schritten wieder eine und noch eine, und je weiter wir vorgingen, desto häufiger und länger. Wir hatten längst das Wäldchen hinter uns. Der Weg wurde immer schlechter. Meine Sorge um den alten Missionar immer größer. Unser Führer ging langsam voraus und schaute sich immer und immer nach uns um. Auf meine wiederholte Frage, ob wir jetzt bald da wären, bekam ich immer die Antwort: Ruß' eduze! Es ist nahe! Jetzt noch um diesen Berg, dann sind wir bald dort. — Wir gingen um den Berg und waren noch nicht dort, sondern sollten noch bis zu einer gewissen Baumgruppe weitergehen. Von dort sollten wir dann den Kraal sehen. Die Atem- und Ruhepausen des alten Missionars wurden immer häufiger. Sein Atem wurde immer rauschender, seine Schritte immer langsamer. Zuletzt vernahm ich nur noch ein starkes Röcheln. Das Herz des alten Missionars klopfte rasend, den Ohren vernehmbar, den Augen sichtbar. Ich hielt mich ganz in seiner Nähe, denn ich fürchtete, der edle Priester werde noch einen Herzschlag oder Hitzschlag erleiden. Doch meine Befürchtungen trafen nicht ein. Nach zweieinhalb Stunden erreichten wir endlich die Baumgruppe. Wir erblickten von dort aus auch den Kraal und die Hütte, worin der Kranke lag. Vor uns lag ein tiefer Talkessel. Seine Hänge fielen ziemlich steil ab. Der Missionar war nun aber am Ende seiner Kraft und ließ sich im Schatten eines Baumes ins Gras nieder. Nach einer Weile erklärte er: „Da hinunter kann ich nicht. Hinunter würde ich schließlich noch kommen, aber sicher nicht mehr herauf.“ Während er so redete, zitterte er vor Schwäche und Überanstrengung am ganzen Körper. Was war nun zu tun? Sollten wir den zweieinhalbstündigen, mühsamen Weg umsonst gemacht haben? — Das konnte nicht sein. —

Nach einer kurzen Beratung schickten wir unseren Führer ins Tal mit der Weisung: Die Leute sollen den kranken Knaben gut einwickeln und zudecken und ihn sorgsam auf die Anhöhe heraustragen. — Unser Führer rannte sofort wie ein Wiesel den Berg hinunter. Nach einer Viertelstunde brachten dann die Eltern den kranken Knaben mitsamt dem ganzen Bett und völlig in Decken eingehüllt auf den Berg herauf. Im Schatten eines Baumes legten sie ihn ins Gras. Der Knabe war wirklich sehr krank, hatte aber noch einen klaren Verstand und konnte ganz gut seine erste heilige Beichte ablegen. Darauf erteilte der alte Missionar



Eucharistischer Kongreß in Dublin
Während des Hochamtes im Phönix-Park bei Dublin



Eucharistischer Kongreß in Dublin
Schlußfegen auf der O'Donnell-Brücke in Dublin

dem Schwerkranken auch noch die letzte Ölung. Nach der hl. Handlung dankte er selig lächelnd dem Missionar. Auch die Eltern des kranken Knaben dankten dem guten alten Pater mit herzlichen Worten. Sie hatten durch ihren Buben, der uns gerufen und geführt hatte, erfahren, wie schwer es dem alten kranken Missionar geworden war, die Stelle glücklich zu erreichen. Wir bedeuteten den guten Leuten, den Kranken wieder sorgsam nach Hause zu bringen. Das taten sie dann auch.

Auch wir machten uns nach einer kurzen Ruhepause wieder auf den Heimweg. Jetzt ging es natürlich noch langsamer. Gegen Ende wollte es überhaupt nicht mehr gehen. Ich war froh, wenn ich den erschöpften Pater wieder 10 Schritte weiter gebracht hatte. Als wir dann glücklich auf der Missionsstation angekommen waren, sagte nicht bloß der alte Missionar, sondern auch ich ein kräftiges: Gott sei Dank! — Der kranke Knabe starb dann schon nach eineinhalb Tagen. Später habe ich dieses Wort: Kus' eduze! noch sehr oft vernommen aus dem Munde der Eingeborenen. Aber obwohl ich durch das obige Vorkommnis schon sehr mißtrauisch geworden war, bin ich doch noch einige Male gründlich hereingefallen. Einmal war die Hütte eines Kranken „so nahe“, daß ich mit dem Pferde 4 Stunden brauchte, bis ich den Platz erreichte. Wenn also die Eingeborenen Südafrikas 4 Stunden zu Pferd noch als „nahe“ bezeichnen, kann man leicht schließen, wie weite Strecken die Missionare manchmal auf dem Pferd zurücklegen müssen und dazu noch auf schlechten und gefährlichen Wegen. Denn die Missionare werden auch zu Kranken gerufen, wo sie auf die Frage: Wie weit ist es? nicht die Antwort: Kus' eduze (es ist nah) bekommen, sondern, wo sie auch das Wort vernehmen: Kude kafulu! — Es ist sehr weit! — In diesem Falle ist es dann auch wirklich „sehr weit.“ Solche Krankenrufe sind deshalb auch mit allerlei Strapazen und Anstrengungen und Opfern verbunden. Der liebe Gott segnet aber in auffallender Weise gerade diese Tätigkeit der Missionare. Ein Missionar, der zu jeder Stunde bereit ist, Kranke und Sterbende aufzusuchen, hat in kurzer Zeit die Herzen aller gewonnen und wird eine reiche Seelen-Ernte haben.

Die Malaria-Epidemie

Von P. Bernhard Huß RMM.

Süd-Afrika ist gegenwärtig sehr von der Malaria heimgesucht. Vor drei Jahren brach diese Tropenkrankheit zum erstenmal in beunruhigender Weise in Zululand aus. Die Regierung stellte damals gleich mehrere gebildete Eingeborenen an, die bei ihren Stammesgenossen herumgehen und ihnen Unterricht über den Gebrauch von Chinin und über die wirksame Anwendung von Mitteln zur Vernichtung der Mosquitos erteilen sollten. Trotz dieser Maßnahmen verbreitete sich aber die Krankheit immer mehr und drang bis Natal und dort bis Durban und weiter in's Innere des Landes vor. Die Spitäler sind voll von Malaria-Patienten. Viele Schulen mußten geschlossen werden. Hunderte von Europäern und Tausende von Eingeborenen fielen dem Fieber schon zum Opfer. Die Regierung läßt in großen Mengen Chinin verteilen. Viele heidnische Eingeborenen verweigern aber die Annahme der Medizin, ebenso manche Protestanten von

gewissen Sekten, die ihren Anhängern streng verbieten, irgend eine Medizin zu benutzen in Krankheitsfällen. Deshalb sterben auch sehr viele Eingeborenen. In manchen Kraals starben sämtliche Bewohner, so daß niemand mehr übrig blieb, der die Toten begraben konnte.

Als ein Mittel, die gefährlichen Mosquitos zu vernichten, gebraucht die Regierung eine chemische Mischung. Diese Mischung läßt die Behörde von angestellten Europäern in stehende Gewässer schütten. Die Heiden glauben nun aber, die Regierung lasse mit Absicht Gift in's Wasser schütten, um die Eingeborenen zu töten. Sie führen folgenden Grund an: „Schon viele Jahre sind wir von Mosquitos gestochen worden und sind nicht gestorben; seit aber die Regierung Medizin in's Wasser gießen läßt, sterben unsere Leute.“

Neulich ereignete sich ein interessanter Fall: Zwei Europäer von Durban begaben sich in eine nahe liegende „Eingeborenen-Reserve.“ Sie wollten dort botanische Studien betreiben. Als einige Heiden die beiden Herren in der Nähe eines Flusses umhergehen sahen, riefen sie andere Heiden herbei und bald waren die Wissenschaftler von einer wütenden Menge umringt. Die Eingeborenen schrieken: „Das sind die weißen Zauberer, die Gift in unsere Flüsse schütten, um uns zu töten.“

Einer der beiden Europäer sprach fließend die Eingeborenen-Sprache. Er versuchte deshalb die Eingeborenen zu beruhigen und ihnen den Zweck ihrer Anwesenheit klar zu machen. Aber es war umsonst. Die wütende Menge hörte garnicht auf seine Worte, sondern fing an, große Steine auf die zwei Männer zu werfen in der offenen Absicht, sie zu töten. Schließlich brachte ein alter Mann die wütende Gesellschaft ein wenig zur Ruhe und schlug vor, die zwei Europäer Wasser aus dem Fluß trinken zu lassen. Er sagte: „Wenn sie das Wasser vergiftet haben, werden sie durch ihre eigene Medizin umkommen. Sollte ihnen das Wasser aber nicht schaden, sind sie auch schuldlos.“

Die aufgebrachten Leute hörten auf die Worte des weisen alten Mannes und verlangten von den zwei Europäern, sofort Wasser aus dem Fluße zu trinken. Die beiden Männer taten dies und tranken ein gutes Quantum Flußwasser. Nun warteten die Eingeborenen eine zeitlang und beobachteten die zwei Europäer. Als sie nach einiger Zeit sahen, daß das Wasser keine schlechte Wirkung hervorbrachte, ließen sie die beiden Wissenschaftler ohne weitere Belästigung weiterziehen.

P. D. S.

„Diejenigen, welche durch die Gnade des barmherzigen Gottes des wahren Glaubens theilhaftig geworden sind und die unzähligen Wohltaten genießen, die daraus fließen, die mögen wohl beachten, welche heilige Pflicht sie haben, die heilige Sache der Heidenmission zu unterstützen.“ Papst Benedikt XV.

„Befürchtet nicht, es werde das, was ihr für die auswärtigen Missionen tut, der Heimat entzogen. Gott wird anstatt eines Missionars, welchen ihr aussendet, mehrere Priester für die Heimatseelsorge erwecken.“ Benedikt XV.

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Rummel
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Das furchtbare Gesicht der Laienschwester Egidia im Kloster der Santa Cäcilia von der Verwüstung Roms, den Greueln in den Heiligtümern, dem Blutbad in den Straßen und der Schreckensherrschaft der entmenschten Eroberer war gewiß dazu angetan, auch den Mutigsten zu erschüttern, aber eine große Überraschung war es gleichwohl nicht für das Rom der damaligen Zeit.

Daß über die ewige Stadt ein furchtbares Gottesgericht kommen müsse, davon sprach man schon lange in den Kreisen, welchen es ernst war mit ihrem Christentum. Rom war nicht nur die Hauptstadt der Christenheit, es war die Hauptstadt der Welt. Die deutschen Kaiser und die Könige von Spanien, Portugal, Frankreich, England, Ungarn und Neapel, die mächtigen Herrscher von Florenz und die Republiken von Venedig und Genua hatten ihre Gesandten in Rom, und jeder derselben suchte es dem andern zuvorzutun durch Pracht und Luxus in ihren Palästen und mit ihren ungezählten Angestellten und Dienern. Das glaubten sie dem Ansehen ihrer Nation schuldig zu sein. Und manche Kardinäle aus Spanien, Frankreich, Florenz und Venedig hielten es ähnlich; betrachteten doch auch sie sich als Gesandte ihrer Könige.

Dazu stand Rom und ganz Italien damals unter dem Zeichen der sogenannten „Renaissance“, des Wiedererwachens der alten klassischen Kunst auf dem Gebiete der Malerei, der Bildhauerei und vor allem der Baukunst, nicht weniger aber auch der Dichtkunst. Das war aber die Kunst der heidnischen Haupt- und Kaiserstadt Rom gewesen, und aus all der wunderbaren Schönheit der Sprache, der Bauten und der Marmorbildnisse sprach mit verführerischem Zauber die Weltanschauung des Heidentums. Mit echt südlicher Leidenschaft warfen sich Künstler und Gelehrte auf die Ausgrabungen und Entdeckungen dieser bisher nicht beachteten Herrlichkeiten, und es war Ehrensache für jeden, der als Gebildeter gelten wollte, die Werke der römischen und griechischen Dichter und Schriftsteller zu kennen und in ihrer Sprache sich auszudrücken. Es war ein großes Erwachen zu neuen Formen, aber mit dem Geist der klassischen Schönheit atmete man in den gebildeten Kreisen

auch, ohne daß man es sich eingestand, den Geist des altheidnischen Lebens und Denkens ein, und wie eine unheilvolle Seuche breitete sich diese neue Mode mit unwiderstehlicher Macht in allen Kreisen der Hohen und Gebildeten und auch in denen vieler römischer kirchlicher Würdenträger aus. Innerlich wollte noch jeder ein guter Katholik sein, aber die ganze Lebenshaltung war verweltlicht. Wohl gab es wahrhaft fromme und glaubenstreue Kardinäle, die ein Vorbild waren für das ganze Volk, aber andere, welche aus fürstlichen Häusern stammten, über ein großes Vermögen und reiches Einkommen verfügten, konnten einen Hof halten wie Könige, und hier besonders sammelte sich viel loses, unchristliches Volk mit den schlimmsten Sitten.

Auch verschiedene Päpste jener Zeit hatten volles Verständnis für die wunderbare Harmonie und Schönheit der antiken, altrömischen Kunst. Und wenn heute die Völker, die nach Rom kommen, den Riesenbau des St. Petersdomes in der Harmonie seiner Pracht schauen und die Kuppel über dem Grab des armen galiläischen Fischers, das größte Wunderwerk der Baukunst aller Zeiten, und wenn sie vor den unsterblichen Gemälden Raffaels und Michelangelos im Vatikan stehen, so sagen diese Schöpfungen der höchsten Kunst, daß sie herausgewachsen sind aus jenem Geist der Renaissance, aber hier haben die Päpste die Schönheit der altheidnischen klassischen Kunst in den Dienst des Kreuzes Christi gestellt. Und wenn die Welt mit Staunen und Bewunderung die riesigen Säle und Hallen des Vatikans durchwandert, in welchen Tausende der altrömischen Bildwerke und Statuen aufgestellt sind, die zum Höchsten und Vollendetsten gehören, was menschliche Kunst geschaffen, so darf sie nicht vergessen, daß jene Päpste es allein gewesen sind, welche auf ihre Kosten all das ausgegraben, gesammelt und erhalten haben, und daß Mönche des „finsternen“ Mittelalters die klassischen Werke der alten griechischen und römischen Dichter und Schriftsteller mit Wienerfleiß abschrieben und so der Nachwelt erhielten. Vielsach aber besteht der „Dank“ der Anbeter jener alten Kunstwerke darin, daß sie über die Päpste und Ordensleute, welchen sie dieselben verdanken, nicht genug Böses und Schlechtes sagen können. In solchen Niedrigkeiten

hätte sich jeder ehrliche Heide geschämt.

Das Rom der damaligen Zeit lag gänzlich im Banne dieser sogenannten Renaissance, ein blendender und berückender Rausch heidnischen Schönheits- und Lebensgenusses beherrschte einen großen Teil seiner Bevölkerung, und das Beispiel der Gebildeten und Hohen zog auch Tausende aus dem Volk nach sich. Es wurde über arge Verwilderung und besonders auch über die Zunahme von Verbrechen aller Art geklagt; der strenge Geist des christlichen Mittelalters war in den Hintergrund gedrängt, die Stadt war in Gefahr, ihr Ansehen als Mittelpunkt der Christenheit und Residenz des Statthalters Christi auf Erden zu verlieren. Das fühlten alle treuen Christen mit Schmerzen, und so war es kein Wunder, daß man gerade in diesen Kreisen das kommende Gottesgericht fürchtete und ahnte. Wie richtig diese Ahnung war, das hat sich gezeigt — freilich nicht so bald wie sie meinten, aber um so schrecklicher.

Die heilige Fastenzeit, welche erst in der zweiten Märzwoche begann, hatte den Jubel über den Fall Granadas allmählich abgelöst. Wiederum bereitete die fromme Kongregation der „Misericordia“ dem Volk von Rom im Kolosseum das ergreifende Trauerspiel der Passion des Heilandes, und wiederum erschütterte ein gottbegnadigter Geistesmann, Bernardino von Veltre, durch seine Predigten die Herzen der Zuhörer. Ganz Rom strömte hinzu, und von weither kamen außerdem noch große Scharen, welche den „Heiligen“ sehen und hören wollten, welcher, körperlich klein und unscheinbar, die Massen wunderbar beherrschte. Er war der Schrecken der Wucherer, deren Italien damals nach vielen Tausenden zählte. So wie dieser arme Franziskaner hatte noch keiner das Laster des Geizes und der Volksauszehrung in seiner ganzen Schlechtigkeit und Verworfenheit gekennzeichnet und diejenigen, welche die Not des Nächsten zur eigenen Bereicherung ausbeuteten, ihr unabänderliches Loos in der Ewigkeit, die Hölle, angekündigt. Und nicht genug damit: in einer Reihe von Städten hatte er strenge Gesetze gegen den Wucher zur Annahme gebracht; nicht wenige lehnten auch freiwillig um und leisteten Wiedererlös an die Geschädigten. Das allein schon zog das Volk unwiderstehlich an und erfüllte es mit unbegrenztem Vertrauen gegen ihn.

Und dadurch hatte der selige Bernardino sich das Recht erworben, auch in anderen Dingen Buße zu predigen, den

Schuldigen ihre Sünden vorzuhalten u. ihnen, wenn sie sich nicht bekehrten, das Gericht Gottes anzukündigen.

In der ewigen Stadt predigte er — die heilige Passionszeit hatte bereits ihren ganzen Ernst über die römische Soffentlichkeit ausgegossen — gegen das neue Heidentum, welches in der Hauptstadt der Christenheit so vielfach sich offen auftrat und der ganzen Welt Argernis gab. Bernardino stand nicht allein dabei; noch gewaltiger als er führte zu gleicher Zeit der Dominikaner Savonarola in Florenz den siegreichen Kampf gegen Luxus und Sittenlosigkeit . . .

Auf der Kanzel unter dem Kreuz im Kolosseum stand der bleiche, unscheinbare Volksprediger, und in lautloser Stille lauschten die Massen, deren Augen alle auf ihn gerichtet waren; kein Wort seiner starken, tiefen Stimme ging verloren in dem ungeheuren Raume. Bernardino predigte wie einer, der Macht hat.

„Wenn Gottes Auge niederschaut auf die Stadt seines sichtbaren Stellvertreters, so erschaut es wohl lauter Getaufte, lauter Römer und Römerinnen, die sich Kinder der heiligen Kirche nennen und auch an den Festen und den Sonntagen die Gotteshäuser füllen. Aber vor Gottes Auge, welches die Abgründe durchdringt und Herz und Nieren prüft, ist heute das Volk von Rom geschieden in zwei Hälften, welche ungleich sind, ungleich wie Tag und Nacht, ungleich wie Tugend und Laster, ungleich wie Zöllner und Pharisäer, ungleich wie Erwählte und Verworfenene . . . Jawohl, höret es: jetzt schon sieht Gott mit unfehlbarem Blicke, wer zu seiner Rechten und wer zu seiner Linken steht am jüngsten Tage, wer bei den Engeln und Heiligen im Himmel dereinst seinen Anteil hat und wer in der Hölle begraben sein wird für ewig von denen, die heute nebeneinander wohnen und vielleicht gar manchmal nebeneinander in der Kirche stehen. „Der eine ging gerechtfertigt von dannen, der andere aber nicht“, heißt es im Evangelium, „und wer steht, sehe zu, daß er nicht falle“ . . .

„O glorreiches und doch so armes Rom, wie viele deiner Bewohner haben vergessen — sich selbst und deine heilige Größe, deine Märtyrer und Heiligen, das Grab und die Gebeine der Apostelfürsten; ein neues Heidentum ist eingezo- gen mit allen Lastern unter verlockender Maske, und man hat ihm aufgetan viele Pforten, die ihm für alle Zeit hätten verschlossen sein müssen. Wehe dem, durch welchen Argernis kommt . . . Wehe dem, der berufen war, eine Leuchte zu sein, und der ausgelöscht ist in der

Sündhaftigkeit des bösen Beispiels zum Falle für andere . . .

Ihr wißt, was ich meine. Wenige Jahre ist es her, da strömte ganz Rom hinaus zur Via Appia, um die tausendjährige Leiche der antiken Jungfrau als das größte Wunder zu sehen und zu preisen — nach wenigen Tagen aber ist das schöne Gebilde in Moder und Asche zusammengefallen und alle Herrlichkeit war vorbei. Das ist dein Bild gewesen, du Rom des Weltsinns von heute! Du vergiffest dich in Bewunderung und Anbetung der antiken Kunst und Wissenschaft, der ausgegrabenen und aufgefundenen Werke der klassischen Vergangenheit, du siehst darin das Erwachen der Menschheit zu einer neuen Zeit und zur höchsten Höhe, und du wendest dich ab von der Wahrheit und Schönheit, die Gott selber denen gegeben hat, welche guten Willens sind. Aber — so verlockend und berückend auch das neue Heidentum sein mag: es ist eine ausgegrabene Leiche, sie trägt die Verwerfung in sich selber und niemals wird sie zu wahren Leben erwachen. Niemals wird das alte Heidentum die Weisheit des hl. Evangeliums ersetzen, niemals wird es den Menschen den verlorenen Frieden geben, von Gott allein und Seiner Gnade kommt uns der Frieden und das wahre Glück des Herzens . . .

Ihr Römer, denkt an das Wort von den wasserlosen Zisternen im Sande und von den ewigfrisch sprudelnden Quellen des heiligen Glaubens! Ihr Römer, vor allem ihr, die ihr berufen seid, ein Vorbild zu sein, fürchtet euch; denkt an das Wort *corruptio optimi pessima*: Wenn der Heilige verdirbt, wird er zum Satan, wenn der Apostel den Herrn verrät, wird er zum Judas, wenn der Engel fällt, wird er zum Teufel . . . Hochgestellt bist du vor allen Städten der Welt, Roma, und geheiligt und geweiht, daß nur Jerusalem vor dir kommt: laß deine Krone dir nicht rauben, wirf deine Ehre nicht in den Staub . . . O daß du es erkennst an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient, was allein dich groß erhält: dein alter heiliger Glaube, das Kreuz Christi deines Herrn, die urchristliche Treue zu Ihm, dem Richter der Lebendigen und der Toten, deinem göttlichen Erlöser!

Mit dem Herrn möchte man weinen über dich und deine Kinder! Fürchtest du nicht das kommende Gericht? Nein, du lachst und spottest in deiner Ungelassenheit. Siehst du nicht das aufsteigende furchtbare Gewitter? Nein, du hast nur Augen für deinen Lurus und Sinn für dein Vergnügen! Denkst du

nicht an das nahende Strafgericht? Nein, du machst weiter in deinen Sünden! Hörst du nicht das Brausen der Sintflut und schaust du nicht mehr die rettende Arche? Nein, du berauschest dich in deinen Lastern und tanzest weiter um deine Götzenbilder! Vernimmst du nicht die Stimme des Richters: siehe ich komme bald, und ich will das volle Maß meines Zornes ausschütten über dich — die Feinde werden kommen und keinen Stein auf dem andern lassen in der Stadt . . . Der Dom des heiligen Petrus zeigt Risse und droht mit Einsturz, man hört Stimmen wie einst im Tempel zu Jerusalem: „Lasset uns von dannen gehen“; Pest und Wassersnot kommen immer wieder über die Stadt, man hört sagen, daß der Engelsapostel, der lehte vor dem jüngsten Tage, schon auf dem Wege sei, die Gerechten, welche in der Stadt wohnen, werden in der Nacht aufgeschreckt von der Angst vor der nahenden Heimführung, in geheimnisvollen Ahnungen und Mahnungen sprechen die heiligen Engel zu Tausenden frommer Seelen: O daß du es erkennst in diesen Tagen, was dir noch helfen kann!“

Wahre Totenstille war eingetreten während dieser Worte; der furchtbare Bußprediger hatte alles in seinem Banne. Und jeder fühlte, daß es ihm nicht um bloße Worte zu tun war, sondern um das Heil und die Rettung seiner Zuhörer.

Er fuhr fort: „Was soll ich euch nun weiter sagen, ich, der ich nichts bin vor Gott und vor euch allen? Nicht ich, nein, eure Heiligen, eure Märtyrer, eure großen Päpste, die hier im Tode ruhen, und vor allem die heiligen Apostel Petrus und Paulus sollen in diesem Augenblick reden. Ich glaube ihre Stimme zu hören. Sie heben die Hände aus den Gräbern empor und rufen euch allen, der ganzen Stadt Rom zu: „Wende dich weg von den Götzen und kehre zurück zu deinem Herrn . . . Jerusalem, Jerusalem, befehle dich zum Herrn, deinem Gott . . . Groß sind deine Sünden, aber größer ist die Barmherzigkeit Gottes, denn sie ist ewig!“

Raum ließ sich die Menge mehr halten. Lautes Schluchzen, halbverhaltene Rufe wurden vernehmbar . . . Beato Bernardino hatte nicht umsonst gesprochen.

Jetzt begann er in wunderbarer Ruhe wiederum: „Wenn ein heiliger Erzengel zu richten hätte über unsere Sünden: er würde, überwältigt von heiligem und gerechtem Zorne, die Schale des Verderbens ausgießen über uns, wie über Sodoma und Gomorrha. Aber Gott ist

der Richter, und Gott ist größer. Sein Herz ist groß genug, um noch Raum zu haben für große, für die größten Sünder, wenn sie Buße tun. Es ist ja ein göttliches Herz, das Herz Gottes selbst, welcher ewig und unendlich und unermesslich ist in allem, was er denkt und tut, auch im Erbarmen und Verzeihen."

Jetzt erhob sich der Heilige und streckte die Hände gegen das Volk aus. „Im Namen aller Heiligen, welche in Rom gelebt haben und begraben liegen, bitte

Früchte der Buße. Keines von allen, die wir hier beisammen sind in dieser heiligen Stunde, bleibe zurück von der heiligen Beicht, jedes bewahre die wiedergewonnene Gnade. Und dann: vereinigt euch zu Hause oder in der Kirche und betet gemeinsam für die Rettung Roms. Das Gebet des Gerechten vermag viel. Bewahret die Liebe und Eintracht unter euch, haltet euch fern von der Welt und dem ausgelassenen Treiben, heiligt und weihet eure Arbeit Gott im Geiste der Buße. Und jedes möge endlich eine



Dampfer „Urbena“ nach dem Zusammenstoß mit der „Los Angeles“, am 14. Juni 1932. Auf dem Dampfer befand sich H. S. P. Schwemmer RMM. Personen kamen nicht zu Schaden.

und beschwöre ich dich, Volk des heiligen Petrus und Paulus: wende dich an Gottes heiligstes Herz um Erbarmen. Ja, höre uns, göttliches Herz“, rief er mit lauter Stimme, „das du am Ölberg die Sünden der ganzen Welt auf dich genommen hast — erhöre uns; das du für uns am Kreuz durchbohrt worden bist — verstoße uns nicht, das du für unser Heil gebrochen bist und den letzten Blutstropfen vergossen hast — erbarme dich unser, du Herz der Liebe und der Gnade, erbarme dich!“

Und tausendstimmig widerhallte der Bittruf von allen Seiten und stieg hinauf bis zu den höchsten Mauern des Kolosseumsinnern.

„Gott und alle Heiligen mögen sehen, daß es uns ernst ist“, fuhr Pater Bernardino fort, „sie sollen nun schauen die

Gabe dem Herrn darbringen, sei es ein sichtbares Almosen, sei es ein Opfer der Seele, eine Überwindung, einen Verzicht, eine Entsagung, wie ihm der Geist eingibt; Gebete und Opfer sollen auch jenen gelten, welche der Umkehr noch ferne stehen: das wird eine Summe geben, groß genug, um wirksam zu sprechen für ein gnädiges Gericht über Rom. Ja, ewige Stadt, zeige dem Himmel und der Erde, daß in dir noch mehr als zehn Gerechte sind, die Gott bekennen! Und wenn die Sintflut, die wir verdient haben, über Rom kommen soll: wir bitten dich bei dem heiligsten Herz deines Sohnes, o Gott, laß wieder den Bogen des Friedens und der Versöhnung sich zeigen, das Zeichen deiner Verzeihung u. Erbarmung. In deiner Gnade soll dann Rom, gedemütigt und bekehrt, sich er-

heben und zurückkehren zu neuem Befennertum, würdig seiner großen Vergangenheit, würdig seiner Heiligen, würdig seiner Weihe zur Hauptstadt der Christenheit. Göttliches Herz, erbarme dich; um deiner heiligen Seitenwunde willen, verlasse uns nicht, Sohn Gottes, angebetet und geliebt in alle Ewigkeit!“

Tief erschüttert verließen die Massen des römischen Volkes das Kolosseum. Jedermann fühlte, daß heute ein Prophet gesprochen, daß Bernardino von Veltre im Namen Gottes die Ewige Stadt gewarnt hatte, vielleicht zum letzten Male vor dem nahenden Gericht und Untergang.

Auch die beiden Kardinäle, welche mit verschiedenen Prälaten, Ordensmännern und sonstigen Geistlichen der Bußpredigt angewohnt hatten, konnten ihre tiefe Ergriffenheit sich nicht verhehlen. „Er hat ausgesprochen, was alle längst denken und fürchten, welchen es noch ernst ist mit dem Glauben“, sagte der eine, und der andere fügte bei: „Gebe Gott, daß die Hauptstadt der Christenheit nicht zurückstehe hinter dem heidnischen Ninive und daß Bernardino denselben Erfolg habe wie Jonas der Prophet des Alten Testaments.“ —

Und wirklich zeigten sich da und dort in der Stadt die Wirkungen. Es bildeten sich in einzelnen Pfarreien kleinere u. größere Vereinigungen, welche gründlich ernst machten mit einem bußfertigen, frommen Leben, und in manche Familien zog ein neuer guter Geist ein. Fast in allen Kirchen und Kirchlein fanden sich abends und bis in die Nacht hinein zahlreiche Beter, reiche Almosen wurden gespendet, kostbarer Schmuck fand sich in den Opferbecken, die Werke sittenloser Dichter u. Erzähler, Spielkarten, Masken und anderer Lurus wurde verbrannt. Gläubiger zerrissen vor den Augen armer Schuldner die Schuldscheine, fromme Frauen, aber auch hochstehende Männer erschienen in den Hütten der Armen und Kranken zum Pflegedienste und nicht wenige Söhne und Töchter der Ewigen Stadt entschlossen sich, der Welt ganz zu entsagen und Gott im Ordensgewande zu dienen.

Und das alles geschah zur Verstärkung des Bitterruses an den gerechten u. heiligen Herrn des Himmels und der Erde: „um Deiner Barmherzigkeit willen verschone Deine Stadt Rom, tilge sie nicht aus um ihrer Sünden willen, laß Gnade walten an Stelle der verdienten Strafgerechtigkeit!“

Auch die beiden Verlobten, Paolo, Bartolomäos Enkel und Lufretia, die

Enkelin Pio Blandinis, waren berührt worden von der frommen Bewegung. Sie beide hatten sich ja eigentlich nichts vorzuwerfen in ihrem christlichen Lebenswandel, aber gleichwohl hielten sie sich verpflichtet zu einem Opfer der Buße für ihr geliebtes Rom. Aber keines sprach sich noch aus gegenüber dem anderen. Und doch wußte jedes, daß das andere sich mit derselben Frage beschäftigte.

Lufretia erschien eines Tages wieder im Sprechzimmer ihrer Patin, der Abtissin Tarzisia von Santa Cecilia, und schüttete ihr Herz aus. Sie fühlte deutlich, Gott verlange auch von ihr ein Opfer, . . . ein großes Opfer . . . Sie möchte ja nicht widerstreben, aber noch sei ihr nicht klar, was eigentlich Gottes Wille sei . . .

Und mit blassen Lippen und tränenden Augen fragte sie: „Ehrwürdige Frau Patin, glaubt Ihr . . . ich solle den Paolo bitten . . . mich wieder frei zu geben?“ Und sie verbarg ihr Angesicht schluchzend im weißen Kopftuche.

„Beruhige dich, Kind“, war die Antwort, „Paolo und du, ihr beide habt euch mit dem Segen und nach dem Wunsche eurer Großväter vor Gott verlobt und der Priester hat die Verlobung bestätigt. Das entspricht der heiligen christlichen Ordnung und gewiß auch dem heiligen Willen Gottes. Also darfst du an eine Auflösung der Verlobung nicht denken. Es gibt ja doch noch andere Dinge, in welchen du ein Opfer bringen kannst.“

Erleichtert blickte Lufretia die Abtissin an.

„Denke etwas nach, mein liebes Patenkind; gewiß wirst du etwas finden, womit du deinen guten Willen dem lieben Gott zeigen kannst.“

Da leuchtete das Angesicht der Jungfrau auf und sie sagte: „Ich will zum Altar der heiligen Cäcilia hinuntergehen; sie gibt mir gewiß den rechten Gedanken ein.“

„Ja, Kind, etwas Besseres kann ich dir auch nicht raten. Du und Paolo, ihr habt euch, wie du mir sagtest, am Grabe der heiligen Cäcilia und ihres Bräutigams verlobt, und diese Verbindung unter ihren Schutz gestellt, also hast du auch ein besonderes Recht zu hoffen, daß unsere große Heilige dir eingibt, was du tun sollst.“

Eine halbe Stunde später kniete Lufretia — es begann schon allmählich der Schatten des Abends in das ehrwürdige Heiligtum hereinzubrechen — vor dem Hochaltar der Klosterkirche über der Grabstätte der Jungfrau und Märtyrin Cäcilia in tiefer Andacht. Auf einem

Leuchter nebenan brannte eine Kerze, welche die Veterin mitgebracht und angezündet hatte.

Endlich erhob sie das Haupt, kreuzte die Arme über der Brust und schaute klaren Blickes auf zum Altare; sie wußte, welches Opfer sie bringen wollte.

Vom Eingang der Kirche her naheten Schritte. Lufretia bekreuzte sich und stand auf vom Boden. Aber schon stand neben ihr jemand und sprach leise: „Bitte, verweile noch etwas.“

Es war Paolo, ihr Verlobter.

Wohl eine Viertelstunde war vergangen, als die beiden sich erhoben. „Lufretia“, sprach Paolo halblaut — sie waren fast allein im Heiligtum, „ich hätte dir etwas zu sagen, und zwar hier, vor Gott und seinen Heiligen, etwas, was mich beschäftigt, seit ich den heiligen Bernardino im Kolosseum gehört habe . . .“

„Sprich, Paolo“, Lufretias Lippen bebten.

„Gott hat uns hier zusammengeführt, daß ich mit dir über die Sache spreche.“

„Sprich, Paolo“, wiederholte sie.

„Du wirst mich nicht mißverstehen, Lufretia.“

„Ich vertraue dir, mein Paolo.“

„Als der Santo im Kolosseum predigte, Buße zu tun und ein Opfer zu bringen, damit Gott die Stadt nicht zerstöre, habe ich gespürt, daß das auch mir gelte . . .“

„Paolo, und mir ist es gerade so ergangen“, flüsterte Lufretia.

„Ich habe an viele Dinge gedacht: ich wollte umsonst eine silberne Lampe schmieden für das Grab von Santa Cecilia; ich wollte barfuß die sieben Kirchen besuchen, ich wollte den Brüdern von der Misericordia jeden Monat einen Solido schenken . . . aber nichts geschiel mir. Du mußt ein größeres Opfer bringen, sagte mir jedesmal mein Inneres ein Opfer, das wehe tut, das dir viel kostet, das dir ans Herz geht . . .“

Paolo atmete tief auf. „Bei Gott, Lufretia, zuletzt ist mir eingefallen, . . . es war ja nur eine Versuchung, Lufretia . . . ich solle . . . wir müssen uns trennen, ich müsse dich verlassen, . . . das sei mein Opfer, das verlange Gott . . . Lufretia, lieber sterben, tausendmal vorher sterben, als das! — Nein, das kann ich nicht, und, Gott sei Dank, er will es auch nicht. Der Padre Bernardino, den ich in meiner Verzweiflung angefleht habe um seinen Rat, hat deutlich gesagt: nein, das verlangt Gott nicht von dir, und das könntest du ja gar nicht tun, ohne daß deine Verlobte ihre Zustimmung gäbe. O, Lufretia, der Padre ist ein Heiliger. Er hat mir einen Ausweg gezeigt, auch

ein großes Opfer, und hat mir aufgegeben, darüber mit dir zu reden . . . Aber ich habe gewartet und gezaudert . . . O, Lufretia, du wirst gewiß mich nicht mißverstehen, wirst du dich nicht von mir wenden?“ . . .

Jetzt wendete sich die Jungfrau dem Verlobten zu und schaute ihm vollen Blickes in die Augen: „Paolo, wir sind verlobt vor Gott und gehören uns, und ich bleibe dir treu, solange du lebst“, sprach sie feierlich. „Und nun laß mich vollenden, was du angefangen hast; ich glaube in deiner Seele zu lesen und hoffe, daß Gott und die seligste Jungfrau und die heilige Cäcilia vorhin in unseren Seelen den gleichen Vorsatz, das gleiche Opfer und dasselbe Gebet geschaut haben. Mir aber geht es wohl leichter als dir, das auszusprechen . . .“

„Was wirst du sagen?“ Schier fastungslos blickte Paolo auf die Verlobte.

„Paolo, die heilige Fastenzeit ist bald zu Ende, und nach dem Willen unserer Großväter sollen wir in der Woche nach Ostern zusammen vor den Altar treten, um uns dann zu gehören für das ganze Leben.“

„Ja, Lufretia.“

„Die Hochzeit soll stattfinden . . . sie soll nicht aufgehoben sein, Paolo. Aber . . . wir können sie verschieben, und das, meine ich, soll unser Opfer sein, das will Gott, darin soll er unseren guten Willen sehen, das habe ich Ihm und der Santa Cäcilia im Gebete vorgestellt . . .“

Lufretia konnte nicht vollenden. Paolo faßte ihre Hand, deutete mit der Rechten hinauf zum Kreuze am Altar und sprach: „Lufretia, Gott weiß, daß ich neben dir vorhin dasselbe gedacht und gelobt habe. Darum hat er uns auch zu dieser Stunde hier zusammengeführt.“

„Paolo, wie glücklich sind wir! Nun wollen wir zusammen das Opfer bringen, das Gelübde machen.“

„Ja, Lufretia. Und wie lange soll uns das Gelübde verpflichten?“

„Daran habe ich noch nicht gedacht, Paolo. Was meinst du?“

„Ein halbes Jahr . . . ein ganzes Jahr . . . wie alt bist du jetzt, Lufretia?“

„O, ich bin noch sehr jung, Paolo, auf das Fest Giovanni Battista werde ich achtzehn Jahre alt. Wollen wir nicht warten, solange der Heilige Vater lebt?“

Paolos Gesicht zeigte große Überraschung. „Innozenz ist noch nicht alt; er kann noch zehn, fünfzehn Jahre leben, und wir wollen doch nicht wünschen, daß er bald stirbt. Denk an meinen Großvater; er sehnt sich danach, dich endlich als Töchterlein ins Haus zu bekommen, und du hast ihn doch auch so gern.“

Lufretia besann sich. Jetzt hob sie das schöne Haupt. „Nun weiß ich's, Santa Cäcilia hat mir's wohl eingegeben. Der Santo Bernardino hat gepredigt von dem Regenbogen nach der Sündflut, dem Zeichen der Versöhnung Gottes: wir sollen beten und Buße tun, daß auch für Rom solch ein Zeichen erscheine. Und die Schwester Egidia, welche in die Zukunft sieht, hat auch einmal gesprochen, wenn sich eine genügende Zahl von Gerechten in Rom finde, die Buße tun und Fürbitte für die andern, so werde Gottes Herz sich zur Gnade neigen, und ein Zeichen werde der Stadt kundtun, daß er sie nicht untergehen lasse in der kommenden Heimsuchung. Auf dies Zeichen wollen wir warten, Paolo.“

„Lufretia, du verlangst ein Wunder, wann soll das kommen, und was soll das für ein Zeichen sein?“

„Die Nonne Egidia hat so gesprochen, der heilige Padre Bernardino auch; Paolo, und wenn Gott uns bestimmt hat, ehelich zu werden, so werden wir es auch. Wir wollen unseren guten Willen zeigen gleich so vielen guten Römern und Römerninnen, und auf Gott vertrauen.“

Und nun knieten die beiden Verlobten am Grabaltare der heiligen Cäcilia nieder, und ihr Opfergelübde stieg empor zum Throne Gottes. „Zu Deiner Ehre, zur Sühne für unsere Sünden und dafür, daß Du unsere Stadt Rom verschonest im kommenden Gerichte, wollen wir mit dem Tag der Vermählung zuwarten, bis das Zeichen Deiner Gnade erscheint . . .“, sprach Lufretia, und Paolo sekundierte ihr und fügte bei: „sieh auf unser Opfer, göttlicher Herr am Kreuze, und kürze die Tage Deines Jornes ab. Und gib . . . Kraft zum Opfer und Geduld . . . denn du hast uns beide ja doch zusammengeführt, daß wir nach Deinem Willen uns angehören sollen in glücklicher Ehe . . .“

Als Paolo und mit ihm Lufretia „Amen“ sagte, da geschah es, daß die Kerze, welche die Jungfrau zu Füßen des Altares angezündet hatte, sich langsam neigte und vom Leuchter auf den Marmorboden fiel, wo sie erlöschte.

Lufretia sah es und erbleichte. Aber sie hatte die Geistesgegenwart, ihren Paolo, welchem sie den Anblick und vielleicht auch den Schrecken ersparen wollte, an der Hand zu fassen, vor die rauchende und zerbrochene Kerze zu treten und mit ihm langsam das Heiligtum zu verlassen, in welchem schon tiefe Schatten eingezeichnet waren.

Mai war es geworden, und über der Blütenpracht der Campagna lag schon

kräftvoll die Hitze des nahenden Sommers. Aber in den Mauern des mächtigen, burgartigen Vieredbaues mit dem gewaltigen alten Turme, der eine Viertelmeile hinter der Peterskirche aus fast öder Umgebung aufragte, war es angenehm kühl, besonders im letzten schwergewölbten Gemache, wo der päpstliche Geheimsekretär Franzesko Maldente seinen Schreibtisch hatte. Zu ihm war eben sein Nefse, der Substituto Jakopo Maldente eingetreten; der Diener, welcher ihm den Federhut, Mantel und Degen abgenommen hatte, entfernte sich rasch wieder. Ein wundervoller Blick tat sich auf durch die hohen Bogen der Fenster auf die herrliche Landschaft, wo neben dem mächtigen Monte rotundo hinter dem Tal des Tiberflusses die Sabinerberge und noch weiter rechts die dunklen Höhenzüge der Abruzzen aufragten, während im Vordergrund marmorschimmernde neue Villen, eingebettet in Haine von Zypressen, Pinien und Palmen, herausschauten: kein Wunder, daß der Papst diesem gewaltigen Neubau hinter dem Vatikan den Namen „Belvedere“ — „schöne Aussicht“ — beigelegt hatte.

Von den beiden hatte keiner ein Auge für die Schönheit der Landschaft, welche, vom Abend-Sonnenschein übergossen, draußen lag vor der Ewigen Stadt in ihrem ganzen Frieden.

Gedrückt und bekümmert saß der ältere Maldente im Halbdunkel seines Plazes, während sein Nefse vor ihm stand; auch er blickte finster darein.

„Ferrante gibt uns nichts mehr zu verdienen“, stieß er dann heraus mit einem gotteslästerlichen Fluche.

„Bist du dessen sicher?“ fragte argwöhnisch der Onkel.

„Der König habe keine Aufträge mehr für uns, hat mir noch vor einer Stunde Ferrantes Agent gesagt; er lasse danken.“

„Wieviel hat er dir noch ausbezahlt zum Abschied?“

„Keine Zechine, Zio Franzesko; wir seien für jede Mitteilung schon reichlich belohnt worden, war der Bescheid.“

„Und haben jedesmal dabei den Kopf riskiert. Das ist der Dank des Königs Ferrante — Maledetto! Erst nützt er mich aus, dann wirft er mich weg!“

„Wir können uns mit einem noch viel höheren Herren trösten, Zio Franzesko“, meinte Jakopo, „mit dem Sultan in Konstantinopel; dem hat er's ähnlich gemacht.“

Der alte Maldente schaute fragend auf.

„Es ist schon so“, war die Antwort,

„zehn Jahre lang hat der König von Neapel die Ungläubigen unterstützt, zehn Jahre lang den Mauren in Granada auf seinen Schiffen Waffen und Krieger und Nahrungsmittel gebracht und ihnen geholfen gegen das Christliche Spanien, zehn Jahre lang ist er im Sold des Sultans der Ungläubigen gestanden und hat dessen Gold zentnerweise angenommen — und jetzt ist alle Freundschaft zu Ende. Ferrante beglückwünscht den König von Spanien zur Eroberung von Granada, bietet sich ihm als Freund und Bundesgenossen an zum Kreuzzug gegen die Türken, und ist über Nacht aus dem langjährigen Freund des Sultans dessen offener Feind geworden.“

Der alte Maldente war nicht sehr überrascht. „Ferrante von Neapel hat sich immer auf seinen Vorteil verstanden“, sagte er nur, „und damit hat er eigentlich ganz recht.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Granada ist gefallen, eine verlorene Sache verläßt man; der König von Spanien ist obenan, mit ihm lassen sich jetzt Geschäfte machen: Ferrante ist klug . . .“

„Und der Sultan?“

„Der Sultan?“ Franzesko Maldente schlug wütend auf den Tisch. „Dem sind jetzt auch die Hände gebunden — Maleddetto Pio Biandini, hundertmal verdammter alter Janitschar!“

„Ich verstehe dich nicht, Zio Franzesko“, rief Sakopo Maldente erstaunt.

„Weil du ein Dummkopf bist! Sultan Bajazet könnte auch den Verlust von Granada noch aushalten und um so mehr im Osten seine Macht sammeln. Aber nun sitzt sein Bruder Dschem hier, und kommt's zu einem Kreuzzug, dann macht Dschem mit auf seiten des christlichen Abendlandes gegen Bajazet, und hinter ihm steht auch noch die Hälfte der Ungläubigen: in diesem Falle ist Bajazet verloren. So ist er jetzt geknebelt und muß alles tun, um mit dem Abendland im Frieden zu bleiben. Für uns aber gibt es keine Geschäfte mehr für ihn und kein Geld. Und daß es so ist, das verdanken wir nur dem alten, halbverrückten Janitscharen. Wäre der nicht dazwischengekommen, wo alles vorbereitet war mit dem Wasser aus dem Belvedere-Brunnen, so hätte Dschem längst seinen letzten Schnauser getan, läge unter dem Boden und Bajazet hätte die Hände frei. In diesem Fall wäre auch Ferrante auf seiner Seite geblieben, und wir hätten nach wie vor ihm Dienste leisten und Gold ernten können. Nun ist alles dahin und das verdanken wir diesem alten, einfältigen Narren!“

„So ist es in der Tat“, erwiderte Sakopo, aber das soll ihm heimbezahlt werden nach Gebühr. Bei der nächsten Gelegenheit sitzt ihm ein Dolch zwischen den Rippen, tief genug, daß ihm auch alle Leibärzte des Papstes nicht mehr helfen können. Laß mich das besorgen, Zio Franzesko, um dreißig Scudi habe ich morgen schon den Mann, der die Sache besorgt. Ohnehin steht der Alte auch noch aus einem anderen Grunde in meinem Schuldkonto . . .“

Franzesko Maldente lachte böseartig. „Ach so, die schöne Enkelin des Janitscharen . . . wie heißt sie gleich?“

„Lukretia“, antwortete zähneknirschend der Junge, „Lukretia, die Tugendhafte. Und wenn dann der Nonno tot ist, wird auch der Weg frei zu ihr . . .“

„Wärest du kein Stümper, Sakopo“, sagte jetzt langsam der Alte, während ein grausamer Zug sein Gesicht entstellte, „so gingest du die Sache anders an und trädest beide Mäcken mit einem Schlag.“

„Wie wäre das, Zio carissimo?“

„Tue, was du schon früher wolltest. Entführe das Mädchen, sobald sich eine Gelegenheit gibt, in der Burg am Monte Weglio findet sie kein Mensch mehr — lebendig oder tot —: das ist für den Alten ein Schlag, ärger als der Tod — ecco! . . .“

„Zio Franzesko, ich bete deine Klugheit an! So soll es geschehen . . . Die schöne Lukretia wird eines Morgens verschwunden sein aus Rom und keine Legion Engel soll sie aus meinen Händen reißen . . . Und nach Umständen läßt sich mit ihr ein Geschäft machen. Es gibt noch reiche Männer drunten in Amalfi oder in Palermo, welchen für eine Schönheit, wie Lukretia ist, auch ein halber Zentner Gold nicht zuviel ist . . .“

„Es gilt nur, die rechte Gelegenheit abzuwarten, wo alles unauffällig vor sich geht“, mahnte der alte Frevler.

„Und nun kommt mir noch ein Gedanke“, fuhr Sakopo fort, „der erste Versuch ist zwar mißlungen, aber man könnte es auf einen zweiten ankommen lassen, den Prinzen Dschem aus dem Leben zu räumen. Er ist ja von seinen Wächtern dicht umgeben, aber mit Gold ist alles zu erreichen. Und Bajazet ließe es sich einen Berg Goldes kosten, wenn ihm dieser Stein aus dem Wege geräumt würde. Mit einem Schlage wäre er frei und Herr der Lage. Dann brauchte er die ganze Christenheit nicht zu fürchten.“

Franzesko Maldente lachte hart. „Das sind kühne Gedanken, Sakopo“, meinte er, „lasse einmal in Konstantinopel anfragen, wie viel dem Sultan das Leben, oder vielmehr der Tod seines Bruders

wert ist. Ich glaube auch, die Summe würde ausreichen für uns beide.“

„Der Weg über Neapel ist jetzt freilich abgetan“, meinte Jakopo.

„Mach' den Weg über Venedig, die haben immer Verbindung genug mit dem Sultan . . . Aber ich fürchte, Bajazet ist vorsichtig. Seine Verschlagenheit ist größer als seine Brutalität. Und es sähe ihm ganz gleich, wenn er jetzt, solange ihm die Hände gebunden sind, Friedensabsichten heuchelte, und wenn er vor allem dem Papst die schönsten Worte gäbe, daß dieser den Prinzen Dschem wenigstens nicht in die Hände der Franzosen oder Spanier oder des Kaisers gäbe . . .“

Jetzt lachte Jakopo. „Zio Franzesko, Sultan Bajazet ist der Mann, der beides gut miteinander vereinigen kann, schöne Worte für den Papst, daß dieser seinen Bruder recht sorgsam schütze und überwache, und Säcke voll Gold für den, welcher ihm meldet, er habe dem Prinzen das Lebenslicht ausgeblasen. Ich werde Urlaub nehmen und nach Venedig reiten.“

„Und die edle Jungfrau Lukretia?“ fragte spöttisch der Alte.

Ehe Jakopo antworten konnte, brach im anstoßenden Saale, wo ein Duzend Geheimschreiber des Vatikans arbeitete, ein lautes Freudengeschrei aus, das sich steigerte und auch vom Hofe des Belvedere herauf widerhallte.

Jakopo riß die Tür zum Saale auf, um nach der Ursache des Lärmes zu fragen, als schon der Senior der Sekretäre sich nahte.

„Ein Kurier ist eingetroffen“, verkündete er, „mit der Meldung, daß eine besondere Gesandtschaft des Sultans Bajazet von Konstantinopel her auf dem Wege sei an Seine Heiligkeit, mit einem eigenen Schreiben und mit kostbaren Geschenken, besonders mit heiligen Reliquien . . .“

„Reliquien?“ kam's beinahe hohnvoll dem Geheimsekretär Maldente über die Lippen, „Reliquien — vom Sultan?“

„Bajazets Vater hat ja Konstantinopel erobert und die Schätze der Hagia Sophia an sich genommen, darunter auch die heiligsten Reliquien“, erklärte der Senior. „Und was die Freude des Heiligen Vaters ganz groß gemacht, ist die Nachricht, daß der Gesandte des Sultans als kostbarstes Geschenk für ihn mitbringe — — —“

Er konnte nicht vollenden, die hinter ihm stehenden anderen Geheimschreiber riefen wie mit einer Stimme: Die heilige Lanze! Die heilige Lanze! — Gott ist groß, Gott sei gepriesen! — Und lauter Jubel, bröhnendes Händeklatschen und wiederholte *Eviva*-Rufe füllten den Saal mit ihrem Lärm.

Der Sprecher aber fuhr fort: „Seine Heiligkeit wurde so erfreut durch diese Botschaft, daß er befohlen hat, der ganzen Stadt Rom dieselbe unverzüglich mitzuteilen, auf daß sie sich mit ihm freue und sich schmücke mit aller Pracht zum würdigen Empfang dieses großen Heiligtums. In sechs oder auch schon in fünf Tagen soll der Einzug stattfinden, wenn das Schiff in Ancona gelandet hat, vielleicht gar auf das Fest der Himelfahrt unseres göttlichen Herrn. Zwölf Herolde mit Fanfarenbläsern sind eben hinausgeritten in alle Teile Roms, um den Befehl des Papstes kundzugeben.“

„Ein großes Fest wird das geben für die Ewige Stadt“, riefen einige, und eine Stimme klang dazwischen: „Wie beim Einzug des Großtürken Dschem!“

Lautes Gelächter folgte. „Wer stellt neben die heilige Lanze den Prinzen der Ungläubigen?“ rief jemand, „noch hundertmal größer wird die Pracht werden, ganz Rom wird eins sein in der Freude!“

„Und nun“, entschied der oberste Geheimschreiber, Franzesko Maldente, welcher mit gewohnter Meisterschaft den geheimen Ingrimm zu verbergen gewußt hatte, unter einer lächelnden Miene, „nun ist die Aufregung der Freude zu groß, als daß noch für die Arbeit Lust und Ruhe da wäre — für heute ist die Kanzlei geschlossen!“

Als die beiden Maldente wieder allein waren, sagte Franzesko: „Du siehst, daß ich unseren Gönner Bajazet richtig eingeschätzt habe. Er heuchelt den Frieden und bis auf weiteres kannst du dir den Weg nach Venedig sparen.“ Einen Augenblick schwieg Jakopo, dann überzog ein dämonisches Grinsen sein Gesicht. „Um so besser werde ich die schöne Lukretia im Auge behalten: Wenn Rom in den Festesfreuden schwimmt beim Einzug der heiligen Lanze, ist die Stunde gekommen, welche mir die scheue Taube als sichere Beute in die Arme bringen soll.“

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Großlattengrün, Opf.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schwaben

des 19. Jahrhunderts in Süddeutschland eine große Rolle gespielt, bis die bayerischen Könige energisch gegen diesen Unfug einschritten. Einzelne deutsche Großlogen aber auch die Odd Fellows, besitzen selbständige Zweigvereine in Österreich, über die jedoch keine Mitgliederzahlen veröffentlicht werden.

Die Kinder vor der Abrüstungskonferenz. Erschütternde Dokumente. „Möge die Konferenz daran denken, daß ein Krieg die Kinder unweigerlich zu Martyrium und Tod verurteilen würde. In Wahrheit: Körperliche und moralische Gesundheit, das Leben von Millionen und Abermillionen von Kindern, hängt davon ab, wie weit es der Abrüstungskonferenz gelingen wird, die Zukunft vor den Torheiten der Gegenwart und den Grausamkeiten der Vergangenheit zu sichern...“ Diese Worte des englischen Schriftstellers Galsworthy zitiert der Präsident der Abrüstungskonferenz, Arthur Henderson, während er den Delegierten der allmählich mehr und mehr einschlafenden Konferenz eine Dokumentensammlung zustellt, die mehr als alles andere für die Notwendigkeit sofortiger und gründlicher Abrüstung spricht: „Der Krieg und die Kinder“ sind diese erschütternden Dokumente betitelt, die von der Internationalen Kinderhilfe in Genf für die Abordnungen auf der Abrüstungskonferenz zusammengestellt wurden.

Sie schildern die Wirkungen des letzten Krieges auf die unschuldigsten Opfer — die Kinder. Nahrungsmittel und Kleidermangel, vor allem der Mangel an Milch für Kinder und stillende Frauen haben furchtbare Folgen gehabt. Besonders groß war die Kindersterblichkeit bei den Kindern zwischen fünf und fünfzehn Jahren. Verglichen mit der Sterbeziffer von 1913, die mit 100 zugrundegelegt wird, war die Sterbeziffer für 5 bis 10 jährige in Deutschland im Jahre 1918 bei Knaben 189, bei Mädchen 239. In Österreich zählte man über 90 Prozent unterernährte Kinder und noch 3 Jahre nach dem Kriege zeigte eine Untersuchung in Österreich, daß drei Viertel aller Kinder unterernährt waren... Ebenso schlimm war die Kindersterblichkeit und die Unterernährung der Kinder in Ungarn; in den baltischen Staaten gab es im Jahre

1920 kaum noch Kinder im Alter von einem bis drei Jahren, in Rumänien zählte man 1918 fast 80 Prozent tuberkulose Kinder, und in Serbien stieg die Kindersterblichkeit auf das Fünffache. Zu diesen Schädigungen durch schlechte Ernährung, Kleidung und Mangel an Heizmaterial trat nun noch die Kinderarbeit: In fast allen kriegsführenden Staaten wurden die Kinder vorzeitig aus der Schule genommen, weil sie in den Fabriken mitarbeiten mußten (so z. B. in England im Jahre 1917 600 000) und Jugendlische zwischen 13 und 17 Jahren, die wöchentlich 70, 80 und sogar 90 Stunden Fabrikarbeit bei schlechter Nahrung leisteten, mußten ja körperlich zusammenbrechen. Ebenso furchtbar und erschütternd sind jedoch die Zahlen über die moralische Schädigung der Kriegsjugend, die durch den Mangel an Aufsicht (die Mütter arbeiteten außerhalb des Hauses), durch die Verkleinerung der Zahl der Lehrpersonen und vielfach auch durch den Mangel an Schulräumen verursacht worden ist. So stieg in Deutschland die Jugendkriminalität von etwa 54 000 Fällen 1913 auf 100 000 im Jahre 1918 und in England von 14 000 Fällen 1913 auf 23 000 im Jahre 1917. Und schließlich noch eine schreckliche Wirkung des Krieges auf die Kinder: Allein in Deutschland gibt es über anderthalb Millionen Kriegswaisen, und auch in anderen Ländern ist diese Zahl groß.

Selten zeigt sich das Grauen und die Ungerechtigkeit des Krieges deutlicher, als bei diesen nüchternen Zahlen, hinter denen unendlich viel Leid steht. Es war ein guter und notwendiger Gedanke, solche Zahlen zusammenzustellen, und sie denen zugänglich zu machen, welche die Aufgabe haben, künftige Kriege zu verhindern. Werden die Delegierten der Genfer Konferenz dieses erschütternde Material mit der richtigen Aufmerksamkeit lesen? Wenn sie es tun, wird vielleicht mancher von ihnen über den bisherigen Verlauf der Abrüstungskonferenz nachdenken müssen, und vielleicht wird der eine oder andere aus diesem Zahlenmaterial den Mut schöpfen, der nötig ist, wenn man eine Aufgabe wie die Abrüstung lösen und der ungeheuren Verantwortung, die auf dieser Konferenz liegt, gerecht werden will.

Gebetserhörungen

Gr. Föllnig: ... Mt. als Dank für glückliche Niederkunft.

Eblach: Herzlichen Dank dem hl. Josef für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Ernsthausen: Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius u. hl. Jud. Thaddäus, für auffallende Hilfe in mehreren hoffnungslosen Anliegen. Veröffentlichung sowie Tausch eines Heidenfindes versprochen.

Buer i. W. S.: Dank dem hl. Antonius für einen wiedergefundenen Gegenstand, durch den Verdacht des Diebstahls fortgewischt wurde.

Klein-Helmsdorf: Dank dem hl. Josef für Hilfe in schwerem Nervenleiden.

Obermerz: Mf. . . für ein Heidenkind (August) und Almosen dankend erhalten.

Wir. Kr.: Dank dem hl. Jud. Thadd. für schnelle Hilfe in schwerem Leiden mit der Bitte um weitere Hilfe, um meine Gesundheit wieder zu erlangen.

Kellrechtshat: Herzlichen Dank dem göttl. Her-

zen Jesu u. dem süßen Herzen Mariä, dem hl. Josef und dem hl. Antonius für wunderbare Hilfe in großer Geldnot, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Schludenau: Dank der schmerzhaften Mutter Gottes und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Angsburg: Dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Josef und dem hl. Subas Thaddäus innigen Dank für Hilfe in Krankheit.

Würzburg: Tausendfachen „Vergelt's Gott“ für das reiche Missionsalmosen.

Gebetsempfehlungen

Eine tiefbetrübte Mutter bittet recht herzlich um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. hl. Theresia v. A. I., Margareta Sinclair, um recht baldige Stellung ihres Mannes. Als Dank Antoniusbrot u. hl. Messe versprochen.

Gr. Bülzig: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Josef, zur hl. Theresia v. A. I. und zum hl. Geiste, um Sinnesänderung meines Mannes und um Gesundheit für den Sohn und anderen Anliegen. Bei Erhörung Veröffentlichung und Almosen.

Kraichew: Eine Waise bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Josef und zur hl. Theresia v. A. I., um Gesundheit und gute Heirat.

Neukirchen: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Jud. Thadd. u. zum sel. Bruder Konrad für mein krankes Mädchen in schwerem Herz-, Nerven- und Kopfleiden. Bei Erhörung Heidenkind versprochen.

Breslau: Bitte dringend ums Gebet zum Ib. Heiland, zur Ib. Gottesmutter u. zu allen Heiligen, um Erhaltung der Stellung und in schweren seelischen Anliegen.

Elberfeld: Eine Familie in schwerbedrängter Lage bittet dringend ums Gebet der Ib. Verg.-Leser.

Bocholt: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Josef, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus u. zur hl. Theresia, um Hilfe in einem Nervenleiden. Bei Erhörung Loskauf eines Heidenkinds u. Veröffentlichung versprochen.

Magen: Eine Wohltäterin bittet ums Gebet in einem wichtigen Anliegen.

Nachen: Eine große Förderin bittet ums Gebet für fünf arbeitslose Geschwister.

A. A.: Ein Wohltäter bittet um eine Novene, um Erhörung in einem großen Anliegen.

Essen: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene, um Abwendung eines Leidens. Auch die Kinder in Afrika möchten für sie beten.

Ziegenhals: Bitte ums Gebet zur hl. Anna, hl. Theresia, zum hl. Josef u. hl. Jud. Thadd., um Hausfrieden und guten Ausgang eines Anliegens. Veröffentlichung versprochen.

G.: Eine junge Mutter bittet dringend um eine Novene zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. A. I. u. zu den hl. 14 Nothelfern, um eine glückliche Geburt, um Gesundheit, Glück und Frieden in der Ehe u. um Beschäftigung für meinen Mann.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet, um Glück im Stall.

Oveti Hubert: Mehrere Verg.-Leserinnen bitten

innigst um das Gebet.

Durach: Eine Abonnentin b. Verg. bittet ums Gebet zur Ib. Gottesmutter, um Heilung von schwerem Fußleiden.

Bobenheim: Sende Antoniusbrot mit der Bitte ums Gebet, um Gesundheit in der Familie, Glück und Segen im Stall.

Lehen: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Antonius u. zur hl. Theresia, um Hilfe in Geldnot.

Dürnhart: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zur hl. Rita u. zum hl. Jud. Thaddäus, um Hilfe in Augen- und Ohrenleiden.

Altschweiler: Ein nervenkranker Vater mit drei arbeitslosen Söhnen bittet ums Gebet, um Erhaltung einer Stellung u. um Gesundheit.

Innsbruck: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene in großen Geldangelegenheiten u. besseren Gang des Geschäftes u. um Gesundheit für den Mann. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Hollabrunn: Eine Mutter bittet ums Gebet für die Bekehrung ihres Kindes, Vaters u. um glücklichen Ehefrieden.

Feuchten: Ein an Seele und Leib kranker Familienvater, bittet um das Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes u. zum hl. Antonius.

Bruch a. d. Mur: Eine eifrige Förderin des Verg. bittet ums Gebet, um Heilung ihrer schweren Fußleiden.

Angenandt: Ein langjähr. Verg.-Leser bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Jud. Thadd., hl. Antonius, hl. Augustinus, hl. Sylvester, zur hl. Theresia v. A. I. u. zu den hl. 14 Nothelfern, um Hilfe in Herz- u. Nervenleiden, u. um Erhaltung des Augenlichtes. Bei Erhörung ist Almosen versprochen.

Wallenhausen: Mf. . . mit der Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter von Lourdes, zum hl. Josef, hl. Antonius u. zum sel. Br. Konrad, um Hilfe in wirtschaftlicher Notlage.

Vertrieb: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu u. zur schmerz. Mutter Gottes, um besseren Geschäftsgang.

G.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia v. A. I., zum hl. Antonius u. den armen Seelen, für meinen Vater um Befreiung von schwerem Nieren- u. Blasenleiden, und für meine Schwester um Hilfe in einem chronischen Halsleiden u. um gute Stellung. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Es starben im Herrn

St. Louis: Frä. Franziska Lamping. St. Eiborh: Anton Assendrup. Brooklyn: Maria Höfling. Alpland: Anna Luz. Kewaskum: Herr Geier. Slinger: Louis Beine.

Welz: Apolonia Bierle, während 40 Jahren eine eifrige Förderin unserer Mission und Stifterin der Missionsstation Maria Himmelsberg in Afrika.

Saulgau: Lina Bischofberger, während 30 Jahren eifrige Förderin.

München: Kaver Baubregel, während 20 Jahren Förderer der Mission.

Durach: Johann Albrecht. Ruzach: Josef Secht. Södtmoos: Mathilde Stoder. Ettlingen: Verita Klein, Magdalena Frant. Westheim: Herr Pfarrer Joh. Linf. Karbach: Barbara Währöder. Gelsenkirchen: Frau Anna Muß. Venwegen: Frau Josefa Glagen. E. Werden: Ww. Th.

Lindemann. Schevenhütte: Agnes Bontenbroich. Traar: Johann Mörsden. Wünnenberg: Ignaz Schumacher. Olfen: Wilhelm Hüfer. Remscheid: Wilhelm Sulzmann. Jemen: Heinrich Meyer. Saarbrücken: Frau Eversberg. Lippstadt: Franziska Dahlhaus. Kirchellen: Joh. Schmeider. Niederfeld: Albrecht Hankele. Unrochte: Wilhelm Schmidmann. Griesbarn: Ww. Eva Rupp. Glendorf: Katharina Verneben. Düsseldorf-Werfen: Frau Linf. Regensburg: Frau Anna Wörner. Ochsenhausen: Herr Reiser.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Büchertisch

Berghoff, Stephan: Ein Gang durchs Evangelium. 50 nichtperipetische Sonntagspredigten über Christus. 276 Seiten, gebunden Mk. 4.50. Herder-Verlag, Freiburg i. Br.

Alle Versuche, den ganzen Christus und nicht nur ein traditionell gewohntes, etwas verstaubtes Bild in den Herzen der Gläubigen erwecken zu lassen, sind zu begrüßen. Diese Predigten versuchen es und man staunt, wieviel Neues und Anziehendes sie im unbekannten Leben Jesu aufschließen. Das Buch ist exegetisch gut fundiert und wer gedruckte Predigten mit Eigenständigkeit zu brauchen weiß, wird manchen Augen aus ihm ziehen.

Maria von La Salette. Belehrungs- und Andachtsbuch zu Ehren U. L. Frau von La Salette. Von Prälat A. Scherrer. 173 Seiten, 3 Bilder. gebunden Mk. 1.10. — Kanisiuswerk Konstanz, Mainz, München 23, Viktoriastr. 21.

Ein Büchlein für alle Verehrer der weinenden Mutter von La Salette, mit einer kurzen Geschichte der Erscheinungen. Daran schließt sich eine Orientierung über die Bruderschaft gleichen Namens und deren Institutionen. Der Hauptteil des Büchleins ist aber den Andachtsübungen gewidmet, die zweckentsprechend auf die Devotion U. L. Frau von La Salette hingedordnet sind. Am Schluß folgen ausgewählte Lieder für Wallfahrer.

Der heilige Kreuzweg. Erbauungsbüchlein für innerliche Seelen. Von P. M. M. Vallinger O.S.B. 48 Seiten mit Titelbild. Kart. 40 Pfennig. Kanisiuswerk Freiburg, Konstanz, Mainz, München 23, Viktoriastraße 21.

Die Betrachtungen in diesem Büchlein eignen sich fürs ganze Jahr, nicht bloß für die Fastenzeit.

Als Anhang sind die neuen Ablassbestimmungen für die Kreuzwegandacht beigelegt.

Auf das strengste verboten. Kirche und Mischehe. 2. Aufl. 30 Seiten, brosch. 20 Pfennig. Bei Mehrabnahme Partiepreise. — Kanisiuswerk Freiburg, Konstanz, Mainz, München 23, Viktoriastr. 21.

Ausgezeichnete, zeiterforderte Broschüre als Warnungssignal gegen die Mischehe. Der Verfasser hält sich dabei streng an die Vorschriften des kirchl. Rechtsbuches und zieht unerbittlich die letzten Konsequenzen, die sich jedem Katholiken in dieser brennenden Frage gebieterisch aufdrängen. Zur Massenverbreitung!

Jugend hilft der Jugend. Propagandaschrift zur Rettung der Jugend. Von P. R. Svoboda. 16 Seiten, brosch. 8 Pfennig. 100 Exemplare Mk. 5.20. — Kanisiuswerk Freiburg, Konstanz, Mainz, München 23, Viktoriastr. 21.

Diese kleine, zündende Broschüre möchte alle verfügbaren Kräfte des christlichen Volkes zur Rettung der gefährdeten Jugend mobilisieren und gibt dabei Weg und Ziel an. Sie gehört in die Hand jedes denkenden und tätigen Christen, vor allem auch der Jungen!

Pier Giorgio Frassati. Ein moderner Christus-träger. Von Helene Moser. 128 Seiten, 23 Bilder. Geschenkband 1.80. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstr. 18.

Das Leben und das verborgene Selbstentum dieses edlen Jünglings schildert die Verfasserin in einfacher, schlichter und doch so fesselnder Form, daß man das Buch immer wieder mit neuem Interesse lesen muß. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenkzwecken, auch als Bücherpreis, besonders für die studierende männliche Jugend.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

ROSENKRANZPERLEN

Von P. Dr. Benedikt Stolz, O. S. B.
136 Seiten; Preis kart. 90 Pfennig

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Zum Feste der hl. Theresia!

Die hl. Theresia v. K. J.

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut, 352 Seiten, Leinen gebunden RM. 4.80

Wie kommt es doch, daß sich die Karmeliterin Theresia vom Kinde Jesu wie im Fluge die Welt erobert hat, daß Millionen fromme Seelen ihr eine so innige, begeisterte Verehrung entgegenbringen? Der tiefste Grund für diese Erscheinung liegt in der Eigenart ihrer Frömmigkeit. Das ist der sogenannte „kleine Weg“ der Heiligkeit, den auch „kleine Seelen“ gehen können. Wir gewinnen entgegen gewissen Verzeichnungen ein treues Bild vom geistlichen Leben der Heiligen, ein Bild, das uns die ganze Heldengröße dieser „kleinen Seele“ zeigt und großmütige, wenn auch schwache Menschen anfeuert, im Bereiche ihrer Berufspflichten nach Heiligkeit zu streben. Das Buch sei allen eifrigen Seelen auf das nachdrücklichste empfohlen.

Zum Rosenkranzfeste!

Rosenkranzgedanken

Von P. Dr. Benedikt Stolz, O. S. B. 160 Seiten; Preis kartoniert 90 Pfennig.

Zu allen Zeiten hat man, wenn die Not groß war, besonders eifrig gebetet. In größter Not rief im 13. Jahrhundert der hl. Dominikus zum Rosenkranzgebet auf und das Volk erhielt Hilfe und Rettung durch die Fürbitte der Gottesmutter. Das vorliegende Büchlein soll den Verehrern des hl. Rosenkranzes neue Gedanken und Anmutungen nahelegen. Möge es dem hl. Rosenkranz neue Freunde werben und alle zu neuem Eifer und neuer Liebe zum Rosenkranzgebete anspornen zur Ehre Gottes und zum Wohle der ganzen Menschheit.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen